

Kaukasische Post

Er scheint jeden Sonntag.

Preis der Einzelnummer in Tiflis 10 Kop., auswärts 12 Kop.

Bezugspreis in Tiflis: 5 Rub. jährl., 2 Rub. 50 Kop. halbjährl., 1 Rub. 25 Kop. vierteljährl. Mit Zustellung durch die Post: 6 Rub. jährl., 3 Rub. halbjährl., 1 Rub. 50 Kop. vierteljährl.

Anzeigen: Die Zeile oder deren Raum kostet: vor dem Text 20 Kop.; hinter demselben, d. h. im Anzeigenteile, 10 Kop. Bei Wiederholung wird Rabatt gewährt.

Die Redaktion befindet sich Golowin-Prosp. № 12, Haus Midwani, im Hofe. — Sprechstunde der Redaktion täglich von 6—7 Abends.

Ausgaben von Bezugsgeldern u. Anzeigen: Tiflis, in der Redaktion; — von Bezugsgeldern außerdem: S. Bröder, Ausermannsche Niederlage auf dem Sande. — B. Bobyleff am Alexandergarten. — in Wladislawas: bei Frau Seidel, Apothekewarenhandlung. — in Noworossysk: in der Buchhandlung „Dielo“, Serebrjatsowstrasse, im Andrejewiden Hause. — in Nikolajewka bei Chassaw-Zurt: Gebr. F. W. S., Buchhandlung. in Chassaw-Zurt: T. Doljke. — Anapa: S. Buch. — in Riga: Buchhandlung C. Bruhns. — Elisabethpol: G. Uthausen.

Anzeigen von Privatpersonen, Firmen und Anstalten, von allen Orten des Auslandes oder des Russischen Reiches mit Ausnahme des Kaukasus, welche dort ansässig sind oder ihre Kontore oder Verwaltungen haben, werden ausschließlich entgegengenommen im Zentralannoncenbureau des Handelshauses L. & C. Mehl & Co. in Moskau, Miasmigaja, Haus Sitow, und in seinen Filialen: in St. Petersburg, Woroskaja 11., Warschau, Krakauer Vorstadt 53, Paris, Place de la Bourse 8., Berlin, A.-Janenstraße 72/73.

Nr. 9.

Sonntag, den 12. (25.) August 1907.

2. Jahrgang.

Inhalt: 1) Die deutschen Kolonien im Kaukasus; 2) 100 Jahre konstitutioneller Bestrebungen in Rußland 1805—1905 (A. Fortk.); 3) Politische Rundschau (In- und Ausland); 4) Nachrichten aus dem Kaukasus; 5) Aus den Kolonien; 6) Zur Reform des Religionsunterrichts; 7) Deutsch-russ. Wechselbeziehungen im Reich; 8) Brief vom Ganges; 9) Vorbereitungsstudium für ein deutsches Lehrerseminar in Mitau; 10) Kirchliche Nachrichten.

Die deutschen Kolonisten im Kaukasus.
(Zur Abwehr.)

Die Agrarfrage in Rußland ist durch die revolutionäre Bewegung in die erste Reihe der zu lösenden Probleme vorgeschoben worden, harret aber immer noch vergeblich ihrer endgiltigen, allgemein befriedigenden Lösung. Nicht nur jede Partei der Reichsduma hat ihr Agrarprogramm, sondern fast täglich bringt die Presse neue Beiträge zur Behandlung dieser Frage. Als Anfang alles Übels in dieser Angelegenheit wird in den meisten Fällen der Landmangel betrachtet. Es dürfte also niemand befremden, wenn wir auch in unserer kaukasischen Presse diese Ansichten vertreten finden, und ebensowenig dürfte es befremden, wenn gelegentlich der Besprechung der Agrarfrage auch der deutsche Kolonist aufs Tapet gebracht wird. Darin läge auch gar nichts Unnatürliches. Mit Stämmen jedoch wird der Leser erfahren, wie manchmal die Agrarfrage behandelt, welches Urteil hierbei über den deutschen Kolonisten gefällt wird, ja wie er teilweise sogar die Schuld an der Vernachlässigung und Verarmung des Landes trägt, in dem er sich niedergelassen hat.

Es handelt sich nämlich um eine längere mit M. Tbiliseli gezeichnete Abhandlung, die zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahres in den Zeitungen „Kawkas“ und „Sakawkasije“ unter dem Titel „Ursachen der Entstehung des Sozialismus in Georgien“ erschienen sind. Die Abhandlung bildet eine Kritik des seiner Zeit in der Zeitschrift „Snamja“ Nr. 34 zur Veröffentlichung gelangten Artikels von Professor M. M. Kowalewskij über „die Agrarfrage im alten georgischen Kaiserreich“ (арпаиши вопросъ въ бывшемъ грузинскомъ царствѣ).

Professor Kowalewskij sieht die Ursache der in den letzten Jahren unter der Landbevölkerung Georgiens entstandenen aufwühlenden Bewegung hauptsächlich in den winzig kleinen Landanteilen (нацкна), welche den Bauern nach Aufhebung der Leibeigenschaft zufielen, in der Abhängigkeit der Bauern von den Gutsherrn und schließlich in den ungünstigen Pachtbedingungen, unter welchen das Land den Bauern zur Nutzung übergeben wird. Prof. Kowalewskij gibt also dieselben Gründe an, welche hier zu Lande allgemein zur Erklärung angeführt werden. Dagegen protestiert nun Herr Tb. aufs heftigste und erklärt seinerseits, daß nur eine vollständige Aufhebung der Sachlage eine solche Ansicht zur Folge haben könne. Der Zweck seines Beitrages sei, Klarheit in die Sache zu bringen, um falschen Begriffen und Vorstellungen, welche das georgische Volk und ihr Land betreffen, mit entsprechender wissenschaftlicher Begründung entgegenzutreten und sie zugleich zu beseitigen. Zu derselben Arbeit ruft er die ganze georgische Intelligenz auf, die den Mund mit dem alten russischen Bürokratenhum aufzulösen müsse, damit sie das georgische Volk, neue Kräfte aus dessen Herzen schöpfend, zu einer neuen Tätigkeit, zu einem neuen Leben führe!

Worin nun die aufklärende Tätigkeit des Herrn Tb. besteht, ersehen wir aus seiner Abhandlung. Was den sog. wissenschaftlichen Teil derselben anbelangt, so dürfte dieser für unseren Zweck weniger Interesse bieten, denn erstens sind wir nicht in der Lage, die Richtigkeit oder Unrichtigkeit desselben darzutun, und dann steht er auch zu dem von dem Verfasser über den deutschen Kolonisten gefällten Urteil nicht in direkter Beziehung. Dennoch aber soll er nicht unerwähnt bleiben, um dem Leser ein Bild zu geben, wie wissenschaftliche Abhandlungen verfaßt werden können.



Herr Tb. stellt nämlich, im Gegensatz zu Prof. Kowalewski, die Behauptung auf, daß die wirtschaftliche Notlage Georgiens nur dem Nichtvorhandensein einer genügenden Menge Landes, das die Bauern sicher gestellt hätte zuzuschreiben sei, gleichviel zu welcher Kategorie der Landbevölkerung diese gehören — ob zu den Eigentümern (собственники), Kronsbauern oder Zeitweilig-Verpflichteten (временно обзанные) — allen fehlte Land, und so seien sie der Möglichkeit beraubt, ein einigermaßen menschliches Dasein führen zu können. Wenn also eine Erklärung für die anführerische Bewegung im georgischen Volke und für dessen Empfänglichkeit für die sozial-demokratischen Lehren gefunden werden soll, so in dem erwähnten Umstande und nicht, nur wie Prof. Kowalewski meint, bei jenem Teile der Bevölkerung, dem es bis jetzt noch nicht gelungen ist, sich seiner zeitweiligen Verpflichtungen zu entledigen, und der seinen Gutsherrn ungemessen hohe Abgaben, die oft ein Drittel der Ernte ausmachen, zu entrichten hat. Um seine Behauptung zu beweisen gibt der Verfasser folgendes an:

Das Gouvernement Kutais zählte im Jahre 1885 nur noch 1,7% Zeitweilig-Verpflichteter; die übrige Landbevölkerung wies 41% Eigentümer und 27% Kronsbauern auf, wogegen das Gouvernement Tiflis im Jahre 1906 noch 18,7% Zeitweilig-Verpflichteter, gegen 3,7% Eigentümer und 62% Kronsbauern zählte. Die Bevölkerung Gurians, Mingreliens und Imeretiens litt also schon im Jahre 1885 weniger unter den zeitweiligen Verpflichtungen und hat sich dennoch am anführerischsten erwiesen, dagegen zieht heute noch die Landbevölkerung des Gouw Tiflis es vor, anstatt ihre kleinen Landanteile (накма) auszukaufen, an ihre Gutsherrn $\frac{1}{4}$ der Ernte zu zahlen, da sie befürchte, durch Verpflichtungen der Regierung gegenüber durch Zahlung von Prozenten und anderer Steuern sich einem zu großen Risiko unterziehen zu müssen. Gerade dieser Teil Georgiens aber, der in ökonomischer Hinsicht am schlimmsten dastehen habe sich während der Revolutionszeit verhältnismäßig ruhig verhalten. Der Fehler müsse also wo anders liegen, und der Verfasser findet ihn in der Verarmung aller Schichten des georgischen Volkes, in der polizeilichbureaufkratischen Willkür der Administration und in deren Agrarpolitik. Dies seien die Ursachen der Unzufriedenheit des georgischen Volkes. Wenn die Regierung, meint Herr Tb. weiter, formell vielleicht dazu auch berechtigt war, daß sie sich nur um ihre Kronsbauern kümmerte, so hätte sie doch wenigstens für diese sorgen müssen. Worin aber ihre Sorge bis jetzt bestanden habe, sei aus einem Beispiel im Kreise Gori zu ersehen, wo von 123 Dörfern, in welchen Kronsbauern ansässig sind, in 9 Dörfern gar kein Kronland vorhanden sei, in 104 Dörfern nicht über 2 und nur in 10 Dörfern von 2 bis 10 Dessjatinen.

Das wäre nun selbstverständlich ein recht trauriges Ergebnis! Leider läßt der Verfasser den Leser über manches im Unklaren. Betreffs der Kronsbauern z. B. weist er nur auf den Kreis Gori hin, ohne auch nur ungefähre Daten bezüglich der übrigen Teile Georgiens anzugeben. Auch wird mancher Leser bezweifeln, daß, wie Herr Tb. wissen will, viele Gutsherrn im Gouw Tiflis für die Nutzung der Landanteile (накма) von den Bauern nichts nehmen, wo ihnen das Gesetz doch $\frac{1}{4}$ der Ernte zu beanspruchen gestattet. Es ist weder angegeben, wieviele von ihnen nehmen, noch wieviele nicht nehmen.

Außerdem bedarf es mehr ins Gewicht fallender Beweise,

wenn er, wie dies in seiner Abhandlung geschieht, dem georgischen Adel von jeglicher Schuld an der Verarmung des Volkes frei sprechen will.

Wie dem auch sei, es wird niemand behaupten wollen, daß das georgische Volk sich in wirtschaftlicher Beziehung in einer beneidenswerten Lage befindet. Wo aber der Fehler liegt und wie aus jener herauszukommen ist, ist eine Frage, die durch die Arbeit des Herrn Tb. noch lange nicht gelöst ist. Sonderbar klingt es jedenfalls, wenn man liest, daß das georgische Volk, um aus seiner Notlage zu kommen, seine Zuflucht zur sozial-demokratischen Lehre zu nehmen gezwungen sei. Die Unzufriedenheit des georgischen Volkes kann doch nur dadurch beseitigt werden, daß die wahre Ursache, die sie hervorgerufen hat, aufgedeckt und dann die richtigen Mittel zu deren Entfernung gefunden werden. Dann könnte man sich allerdings nur freuen, wenn Herr Tb. seinem Volke zu Hilfe kommen will und auch die übrige georgische Intelligenz zur Mitarbeit auffordert.

Herr Tb. begnügt sich aber mit den von ihm vorgeführten, „wissenschaftlich“ begründeten und die Unzufriedenheit des georgischen Volkes erklärenden Tatsachen nicht. Er greift zu weiteren Scheingründen, die zur Erklärung der Entstehung der revolutionären Bewegung unter den Georgiern herhalten müssen. Die Wissenschaft hat hiermit selbstredend, wie wir sehen werden, ein Ende, und wenig erbaulich für jeden objektiven, unparteiischen Leser, ja stellenweise staunenerregend, sind seine weiteren Betrachtungen.

(Fortsetzung folgt.)

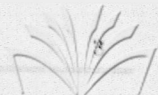
100 Jahre konstitutioneller Bestrebungen in Rußland 1805—1905.

Von Dr. Alfred von Hedenström*.)

(4. Fortsetzung.)

Der liberalen Semstwoepartei ist sowohl von der Bureaucratie, als auch von den Radikalen oft vorgeworfen worden, daß sie nur eine winzige Minorität bedeute, aus einigen Schreibern bestehe, für deren freiheitliche Bestrebungen die große Masse der bäuerlichen Bevölkerung Rußlands gar kein Verständnis besitze. Als ein Heer ohne Soldaten, aus nur wenigen mit der Praxis der Staatskunst gar nicht vertrauten Offizieren bestehend, sei diese Partei nicht ernst zu nehmen. Die „Reform“ der Landschaft vom Jahre 1890 sollte, wie gesagt, durch eine reaktionäre Wahlordnung einen neuen Keil in den vorhergehenden sozialen Gegensatz zwischen dem liberal gesinnten Adel und der Bauernschaft treiben. Diesen Schlag galt es abzuwehren. Aber wie? Indem man das Gegenteil dessen, was die Regierung tat, als Programm annahm! Als erster Punkt wurde daher die Forderung der Berufung einer Volksvertretung auf Grundlage des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts gestellt. Bisher waren alle liberalen Semtwoleute gegen dieses von radikaler Seite als Zaubermittel zur Heilung aller staatlichen und wirtschaftlichen Gebrechen gepriesene Wahlrecht gewesen, da sie bei der Unkultur der bäuerlichen Bevölkerung befürchteten, daß ein auf dieser Grundlage gewähltes Parlament in der Agrarfrage sehr radikal, in allen übrigen Fragen aber von einer Mäßigkeit sein werde, die der kulturellen Entwicklung Rußlands höchst gefährlich, ja verhängnisvoll werden könnte.

* Aus der „Rig. Rundschau“. —



Ähnliche Bedenken sind auch in neuester Zeit in Kadettenkreisen geäußert worden; der Doktrinarismus aber, der in allen russischen Parteien so mächtig ist, hat sie „widerlegt“. „Wollest du vernichten das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht alle Kultur in Rußland; das Volk aber verlangt es; die Verantwortlichkeit für die schlimmen Folgen des allein gerechten Wahlrechtes fällt dann aufs Volk, nicht auf uns.“ Andere politische Ideologen desselben Lagers besitzen dagegen den Glauben, der bekanntlich Berge versetzt, die feste Gewißheit der segensreichen Wirkung der vierschwänzigen Krone in so hohem Maße, daß vor ihr sich alle geschichtlichen Erfahrungen in „reaktionäre“ Winkel verfrachten müssen. Damals im Jahre 1890 wollte man die breiten Volksmassen gewinnen und glaubte sie trotz des radikalen Wahlrechtes gegebenen Falles auch führen zu können, da es keine andere organisierte Volkspartei gab. Die sozialrevolutionäre Partei existierte nicht mehr. Als ihre Mitglieder erkannt hatten, daß das Resultat aller ihrer Bemühung die schärfste Reaktion und eine Verurteilung der Revolution durch die öffentliche Meinung war, hatte Enttäuschung, Verzweiflung oder Apathie sie vollständig zer Sprengt. Einige hatten der Politik ganz den Rücken gekehrt, andere ihren Frieden mit Pobjedonoszew's System geschlossen und verwendeten ihre im Dienst der sozialrevolutionären Partei gewonnenen Kenntnisse jetzt im Dienste der Staatspolizei. Nur ein kleines Häuflein war der revolutionären Gesinnung treu geblieben und kam jetzt nach jahrelangem Streit und Zank zur Ueberzeugung, daß man die Sache vom falschen Ende angegriffen habe, und beschloß daher unter Führung von Plechanow, es nach dem Rezept der deutschen Sozialdemokratie zu versuchen. An Stelle des kommunistischen Anarchismus von Bakunin wurde demgemäß die schon etwas veraltete Theorie von Karl Marx zum Glaubensartikel erhoben. Zur selben Zeit, als die liberale Semstwo-Partei ihre Schwenkung nach links vollzog, machten sozialdemokratische Traktäthen in Petersburger Arbeiterkreisen die ersten schüchternen Missionversuche. Eine politische Bedeutung außerhalb des städtischen Fabrikproletariats konnte die Agitation der russischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei zunächst gar nicht haben und sollte sie nach dem Willen ihrer Führer auch nicht, da letztere die große bäuerliche Masse für zu dumm für das Verständnis der Idee des Klassenkampfes hielten. Ferner nahm die Semstwo-Partei im strikten Gegensatz zur Russifizierungspolitik der Regierung die Forderung der breitesten Selbstverwaltung und der Pflege der nationalen kulturellen Interessen in allen Grenzländern des russischen Staates in ihr Programm auf. Damit wollte sie sich eine Unterstützung ihrer Bestrebungen seitens der 120 „Fremdvölker“ des Riesens Reiches sichern. Zu den zwei neuen Kardinalforderungen kam dann noch das schon in den 70er Jahren ausgesprochene Verlangen nach allgemeiner Gewährung der westeuropäischen Freiheiten in kirchlicher, politischer und sozialer Beziehung. Auf Grundlage dieses Programms, das in seinen Grundzügen mit dem der jetzigen Kadetten übereinstimmt, arbeitete die „Partei des Volksrechtes“, wie sie sich nannte, ein Konstitutionsprojekt aus, das 1894 in vielen Exemplaren in ganz Rußland zirkulierte. Um die herrschende Bureaucratie für dieses Projekt geneigt zu machen, sollte keine bestehende Regierungsinstitution mit alleiniger Ausnahme der Zensurbehörden aufgehoben werden. Der Reichsrat sollte im alten Bestande das Oberhaus bilden, das Unterhaus aus direkt gewählten Volksvertretern bestehen.

Daneben sollten Provinziallandtage die örtliche Selbstverwaltung üben. Dem Monarchen war in Anlehnung an die preussische Verfassung nur ein suspensives Veto zugesprochen. Das ganze Projekt, dessen Einzelheiten anzuführen der Raum verbietet, war sehr gekünstelt, da es alle bestehenden Gegensätze versöhnen wollte: die unbeschränkte Bureaucratie mit einer Kontrolle ihrer Tätigkeit durch ein Parlament, den staatlichen Zentralismus mit den durch die Russifizierungspolitik geschaffenen föderalistischen Bestrebungen in den Grenzprovinzen und schließlich die monarchische Idee mit der demokratischen.

An jeden Thronwechsel knüpften sich bekanntlich Erwartungen und Wünsche teils allgemeiner, teils persönlicher Natur. Die ersten Handlungen des neuen Herrschers im Oktober 1894 schienen die Hoffnungen der Liberalen auf einen Systemwechsel zu bewahren. Mehrere verhaßte Bureaucraten in hoher Stellung erhielten einen Verweis; in einem Konflikt zwischen dem Generalgouverneur Gurko in Warschau und der polnischen Gesellschaft stellte sich der Kaiser auf die Seite der letzteren. Die finnländische Verfassung wurde in einem besonderen Manifeste bestätigt, was die Mosk. Bedomosti zu einem wutschnaubenden Artikel veranlaßte, der sich direkt gegen die Person des Monarchen wandte. Trotzdem Gerüchte aus Hofkreisen bezogen, daß auf eine Systemänderung im konstitutionellen Sinne nicht zu rechnen sei, begannen die Liberalen eine lebhafte Agitation innerhalb der einzelnen Landschaften. Beim Semstwo-Verfassungen*), in denen die Konservativen und die Angestrebten unter den Liberalen in der Minorität geblieben waren, sandten sehr ehrerbietig und vorsichtig abgefaßte Adressen an den Kaiser. In ihnen war ein Protest gegen das herrschende bürocratische System und die Bitte um Zulassung der Landschaften zur Teilnahme an der legislativen Arbeit ausgedrückt. Der Minister Witte urteilte in einer Denkschrift vom Jahre 1899 darüber folgendermaßen: „Die landschaftliche Bewegung, die sich in diesen Adressen zeigt, ist weit enfter, als die leere und lärmende Opposition gegen die Gouvernements-Obrigkeit. Weicher in der Form, ist sie doch nach ihrem inneren Gehalt weit bedeutsamer sogar, als die heftige Bewegung von 1879—1883 war; man darf nicht vergessen, daß die neueste Bewegung von der durch das Gesetz vom 3. 1890 verfaßten Landschaft ausgeht“. Das Wort Konstitution war auch in der Adresse der Twer'schen Semstwo vermieden, deren politische Tätigkeit unter der Führung von Petrunlewitsch und Roditschew der Bureaucratie seit langem verhaßt war und die daher aus praktischen Gründen vom Minister des Innern, Durnow, zum alleinigen Sündenbock für „die unpassenden Ausfälle“ erwählt wurde. Auf den Bericht des Ministers über den Inhalt der Twer'schen Adresse erfolgte eine ungnädige Resolution von Allerhöchster Stelle. Am 17. Januar 1895 erklärte dann Seine Maj. der Kaiser beim Empfang von Vertretern des Adels, der Landschaften, Städte, Universitäten und anderer Korporationen, die nach Petersburg gekommen waren, um ihm zu seiner Vermählung zu gratulieren, daß er Vertrauen zu den loyalen Gefühlen der Delegierten habe, und fügte hinzu: „Mir ist bekannt, daß kürzlich in einigen Landschaftsversammlungen Stimmen von Leuten vernommen worden sind, die sich von sinnlosen Träumen hatten fortreißen lassen, wonach Semstwowvertreter an den Verwaltungsge-

*) In den Gouvernements Twer, Tula, Ufa, Vostawa, Scharow, Tambow, Kursk, Orel und Tschernigow.

schaften teilnehmen sollten. Mögen es alle wissen, daß ich alle meine Kräfte dem Wohle des Volkes widme, aber auch das Prinzip der Selbstherrschafft ebenso fest und unentwegt bewahren werde, wie mein unvergesslicher Vater“.

Es war dies eine klare und deutliche Antwort auf die Wünsche der Gesellschaft, die ihren legalen Ausdruck in den Adressen der neun Landschaften gefunden hatten. Der Kurs des Staatsschiffs blieb der alte.

(Fortsetzung folgt.)

Politische Rundschau.

Rußland.

Zur äusseren Lage. Dem Vertrage, welchen Rußland und Japan unlängst abgeschlossen haben, ist, wie die Berliner Zeitung „Post“ erfährt, eine Verständigung zwischen Petersburg und Peking vorausgegangen, welche demnächst gleichfalls zu einem Abkommen führen dürfte. Sie schreibt: „Das Hauptverdienst gebührt hierbei dem russischen Minister des Aushern, der, als ein ausgezeichnete Kenner des fernem Ostens, sich die größte Mühe gibt, die freundschaftlichen Beziehungen zu China auf das alte Niveau zu bringen. Zwar ist der jetzt so mächtige Bize-König Muanstschikoi von den Russen noch lange nicht gewonnen — der schlaue Chinese will wahrscheinlich die ehemalige Taktik Li-hung-tschang's Rußland gegenüber befolgen — es scheint aber, daß es der russischen Regierung in allerletzter Zeit dennoch gelungen ist, eine gewisse Verständigung zwischen Petersburg und Peking anzubahnen, ohne sich in allzu große Unkosten zu stürzen. So hat der russische Gesandte bei der chinesischen Regierung vor einiger Zeit u. a. den nachfolgenden Vorschlag der russischen Regierung unterbreitet: 1. Rußland ist bereit, die Goldgruben Chelon-Zanga an China zurückzugeben unter der Bedingung, daß sie gemeinschaftlich von Rußland und China bearbeitet werden. 2. Rußland ist bereit, in der Nord-Mandschurei nur so viel Truppen zu halten, als zum Schutz der Eisenbahnlinien nötig sind. 3. Rußland ist gern bereit, die Kirinster und Chelongkianster Telegraphenlinien an China abzutreten. 4. China begründet in Gemeinschaft mit Rußland ein Holzunternehmen zur Ausbeutung der Wälder von Kirin, Chelongkanga und dem Salutale. 5. China erkennt für Rußland das Vorzugsrecht zum Bau neuer Bahnlinien und der Bearbeitung der Gruben in der nördlichen Mandschurei und Mongolei an“.

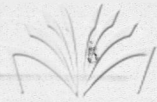
Nach einer Meldung des „Bel. Tzbl.“ ist der Text des englisch-russischen Vertrages bereits am 20. Juli der deutschen Regierung mitgeteilt worden. In Wien war die Tatsache der Unterzeichnung des englisch-russischen Vertrages schon am 21. Juli bekannt. Es ist somit kein Zufall, wie die „Neue Freie Presse“ bemerkt, daß der Vertrag am Vorabend der Begegnung Kaisers Nikolai's II mit Wilhelm II in Swinemünde zur Kenntnis der Welt gelangt ist. Das genannte Blatt bemerkt zum Vertrage noch folgendes: „Mit dem Abschlusse dieses Übereinkommens ist ein Ziel erreicht worden, das sowohl englische als auch russische Staatsmänner seit Jahren anstreben. Der Vertrag bedeutet eine Verständigung der beiden Reiche bezüglich ihrer Interessensphären in Asien, eine Verständigung über Fragen, die Reibungsflächen darboten, die gefährlich werden konnten. Nach allem, was man bisher über die zwischen London und Petersburg geführten Verhandlungen horte, bildete das

perische Problem die Hauptschwierigkeit, und es scheint, daß die Verständigung in der Richtung erfolgt ist, daß Nordpersien als russisches, Südpersien als englisches Einflußgebiet gelten und die dazwischen liegende Salzüste beide Gebiete trennen soll. Der Ausgleich bezieht sich auch auf Tibet und Afschanitan, sowie auf den status quo in Ostasien, bezüglich dessen er sich offenbar an den englisch-japanischen Vertrag anschließt, welcher der Hauptsache nach auf der Erhaltung des Bestandes des chinesischen Reiches beruht. Rußland hat diesen Vertrag abgeschlossen, weil es allen Grund hat, Schwierigkeiten an seiner Peripherie zu vermeiden, und England verhindert durch das Abkommen, daß Rußland in Asien eine Ausdehnung auf Kosten seiner Interessen sucht. Darum ist die Verständigung zwischen den beiden Staaten, die einander so lange Zeit als Rivalen gegenüberstanden, eine neue Bürgschaft des Friedens. Überall sucht Rußland sich die Konfliktstoffe aus dem Weg zu räumen und günstigere Beziehungen herzustellen. So mußte es vor allem auch die Beziehungen zum deutschen Nachbar, mit dem es nicht erst Differenzen zu ordnen hatte, noch weiter zu verbessern suchen, und die Zusammenkunft in Swinemünde ist ein Zeichen, daß die Temperatur zwischen den beiden Herrschern und den beiden Regierungen tatsächlich immer wärmer geworden ist. Diesem freundschaftlichen Verhältnis entspricht es auch, daß die englisch-russischen Abmachungen dem Berliner Kabinett bekannt gegeben worden sind. Die Annäherungen, Abmachungen und Begegnungen der letzten Zeit bringen allmählich die verschiedenen Staatengruppen, die durch Bündnisse und Ententen geschaffen sind, miteinander in direkte oder indirekte Verbindung und eröffnen die Aussicht auf eine Ära der Zuversicht in die Erhaltung des Friedens“.

Die Überfüllung der Hochschulen durch russische Studierende, die geradezu einen Ausbruch des Volkswillens herausfordert, wenn ihr nicht endlich von oben herab wirksam gesteuert wird, hat nun zunächst einmal, wie der „Kreuztg.“ geschrieben wird, die zürcherische Kantonsregierung zur Verschärfung der Immatrikulationsbedingungen für Russinnen bestimmt. Sie tat gewiß wohl daran. Denn ein längeres Zuwarten müßte schließlich die Volksvertretung wenig geneigt machen, neue Kredite für Erweiterung der Hochschulbauten zu bewilligen.

Zur inneren Lage. In Zarskoje Sselo haben große Manöver stattgefunden, denen S. Majestät der Kaiser und die übrige Kaiserliche Familie beiwohnten. Es ist dabei zu Kundgebungen seitens der einzelnen Truppenteile gekommen, welche alle Gerüchte betreffend Meuterungsverfuche bei den Gardes und anderen in St. Petersburg und Umgegend stationierten Regimenten Lügen strafen. Man kann mit großer Bestimmtheit behaupten, daß im Heer der revolutionäre Terror seine eigentliche Wirksamkeit eingebüßt hat.

Reaktion? Im Sonntagsfeuilleton der „Now. Wr.“ plaudert Menschikow — wir folgen hierbei einem Referat der „St. Pet. Tz.“ — in seiner bekannten, trotz aller Weitschweifigkeit recht amüsanten Art über die Frage, ob wir eben eine Periode der Reaktion durchleben oder nicht. Er wirft dabei Wahres und Falsches durcheinander, verallgemeinert in unzulässiger Weise, legt mehr Wert darauf, daß eine Wendung wigig, als daß sie tressend sei, paßt sich der gegenwärtig herrschenden Strömung auf Kosten seiner Überzeugung an — bringt aber trotz alledem Dinge vor, die ein körnigen Wahrheit enthalten. Er geht da-



von aus, daß es noch nie eine Regierung gegeben habe, die so um ihren Ruf besorgt gewesen sei, wie die jetzige. Auf jeden Vorwurf des Liberalismus reagiere sie in spaltenlangen Leitartikeln ihres Blattes. „Reaktion? Gott schütze und bewahre uns! Wir sind doch liberal! Wenn es darauf ankommt, sind wir sogar liberaler als Herr Mikukow selbst. Er und seine Anhänger sind es, die die großen Prinzipien des 17. Oktober verraten, aber nicht wir. Nicht nur jetzt kämpfen unsere Minister für ihre liberale Reputation, auch früher, lange vor dem Beginn der Revolution, waren sie in dieser Hinsicht untadelig. Haben sich denn die damaligen Minister und Ministergehilfen — die Herren Kutler, Feodorow, Fürst Uruslow, Lopuchin und andere — nicht als Konstitutionalisten erwiesen? Hat nicht in diesen Tagen noch ein früherer Minister, der seinen Posten in den finsternen Zeiten Sspjagins und Plehwas bekleidete, feierlich erklärt, daß er ein Konstitutionalist reinsten Wassers stets gewesen und jetzt noch ist? (Gemeint ist hier Termolow. Die Reb. der „St. Pet. Ztg.“). Wenn man schon damals, in den Zeiten schroffster Reaktion, der Konstitution und gleichzeitig der Selbstherrschafft ergeben sein konnte, warum sollte das jetzt unmöglich sein? So rechtfertigt sich die Regierung. Ungeachtet solcher überzeugender Darlegungen fährt die kadettische Presse fort, das Kabinett Stolypin reaktionärer Gesinnung zu beschuldigen. Erstens ist das ein dankbares Thema für Gespräche, das die fehlenden Taten in angenehmer Weise ersetzen kann. Zweitens — wenn Freunde sich beschmähen, so scherzen sie nur. Die Tschinowniks der Reaktion und die Tschinowniks der Revolution sind eben nur Tschinowniks verschiedener Ressorts. Und das hat der liebe Gott selbst so bestimmt, daß zwischen ihnen ewig Auseinandersetzungen stattfinden sollen. . . .“ Etwas weiter geht Menschikow übrigens von diesem recht bissigen Hohn zu ernster Erörterung über und macht eine Bemerkung, die vielleicht schon jetzt zutrifft, aller Wahrscheinlichkeit nach aber es binnen kurzem tun wird, wenn nicht der Zusammentritt der Duma wieder einen Umschwung bringt: „Es scheint, daß man diesmal der Regierung glauben muß. Man muß annehmen, daß ihre Ehre und Unschuld grundlos unter den Angriffen der Kadetten leiden. Es findet eben tatsächlich eine Reaktion innerhalb der Gesellschaft statt, und unsere Regierung bleibt wieder einmal hinter der Gesellschaft zurück. . . .“ Die Feststellung dieser Tatsache wird dadurch ganz besonders interessant, — meint die „St. Pet. Ztg.“ zum Schluß — daß sie in der „Now. Wr.“ stattfindet. Denn dieses Blatt hat als eines der ersten erkannt, wie eben der Wind in breiten Schichten des Publikums weht. Und als erstes hat es sich beeilt, sein Mäntelchen nach diesem Winde zu hängen und — es paßt nicht ganz in das Bild, trifft aber den Tatbestand — dadurch den Wind zu verstärken.

Aus dem Parteileben führt dasselbe Blatt, d. h. die „St. Pet. Ztg.“ folgende übersichtliche Zusammenstellung der tonangebenden Parteiorgane als Beleg dafür an, wie unklar auch eben noch die Stellungen der einzelnen sich befindenden politischen Gruppen sind: „Die Rossija“ polemisiert gegen die Kadetten, erkennt die Tatsache an, daß sie nach rechts gerückt seien, meint aber, daß das wieder nur ein neuer Schachzug von ihnen sei, der ihre völlige Gewissenlosigkeit verrate. Die „Russk. Snamja“ sucht nachzuweisen, wie verderblich die Konstitution überall wirke: Korea habe seine Selbständigkeit verloren, Persien werde bald dasselbe wiederfahren, wie sein Kon-

stitt mit der Türkei beweise, und auch Rußland stehe am Abgrund. Ob man dem Blatt nun glaubt oder nicht, man wird ihm jedenfalls dafür dankbar sein müssen, daß man nun endlich etwas von der Existenz einer Konstitution in Korea und von türkischen Eroberungsgelüsten erfährt. Die beiden Parteiorgane „Golos Moskow“ und „Reisch“ reden von dem alten Thema, hinter wem das Volk steht. Das erstgenannte Blatt bestreitet den Kadetten, das zweite den „wahrhaftigen Russen“ das Recht, derartiges zu behaupten. Die „Wsch. Wed.“ ziehen gleichfalls gegen die Absolutisten zu Felde und gebrauchen inbezug auf sie einen wenig schmeichelhaften, aber ganz treffenden Vergleich: „Die Volksverbändler mit ihren abenteuerlich reaktionären Plattformen kann man jenem treuen, aber stumpfsinnigen Tier vergleichen, das seinem Herrn, um ihn vor Fliegen zu schützen, den Schädel zerquetscht.“ Und der „Towarischtsch“ endlich weist auf die Gefahren hin, die aus der von den „Wahrhaften“ betriebenen Intelligenzhege namentlich jetzt entstehen können, wo allerlei Epidemien drohen, die das Volk noch immer zu Erzeßen veranlassen haben.“ — Den Oktoberverband anlangend, findet die „Rig. Ztg.“, daß derselbe gegenwärtig einen besonders harten Strauß zu bestehen habe. Sie schreibt: „Einerseits wird er von den Kadetten angegriffen, die die Oktobristen eines uferlosen und verschwommenen Scheinliberalismus bezichtigten, andererseits von den gemäßigten Rechten, so Herrn Menschikow in der „Now. Wr.“, und endlich von den extremen Rechten, in der Person des Herrn Purischkewitsch, der ihnen in der „Russk. Snamja“ stark aufgetragene Liebenswürdigkeiten jagt. Er meint, der Oktoberverband bestehe zum Teil aus Freiglingen, die sich von der Revolution hätten einschüchtern lassen und einerseits fürchteten, zum „Schwarzen Hundert“ gezählt zu werden, andererseits aber sich auch vor der strafenden Hand der Obrigkeit beugten und nicht wagten, nicht legalisierten Parteien beizutreten. Zum anderen Teil seien die Oktobristen gewandte Streiber, die lieber die Ersten im Dorf, als die Letzten in Rom sein wollten. Endlich sei der Oktoberverband eine Kumpellammer für ausgediente Revolutionäre, wie es früher der Reichsrat oder der Senat für kaltgestellte und altersschwache Würdenträger gewesen sei. Gegenüber all diesen Angriffen tröstet sich der Oktoberverband, wie aus dem Parteiorgan, dem „Golos Moskow“, zu ersehen, mit dem Grundsatz, daß eine Partei, die am meisten geschmäht werde, die stärkste sei und daß ihr Programm erst durch die Dornenkrone der Angriffe die rechte Weihe und Veredelung erhalte.“ — Bei den „Kadetten“ gewinnt die gemäßigte Richtung, geführt von Peter Struve und Maflakow, immer mehr an Boden. Erklärer hat in seinem Organ, der „Russk. Mysl“, einen Aufsatz über die gegenwärtige politische Lage veröffentlicht, in welchem die von den Kadetten bisher beliebte „Opposition um jeden Preis“ gegen alles, was von der Regierung ausgeht, scharf getadelt wird. Die russische Intelligenz, so wird dort ausgeführt, habe in eigenwilligen Beharren nicht einsehen wollen, wie radikal sich die Situation seit dem 17. Oktober 1905 geändert hat. Vor diesem Tage führte sie Krieg mit der Regierung. Aber anstatt nun Frieden zu schließen und gemeinsam mit der Regierung an die Arbeit zu gehen, hielt sie an den früheren Anschauungen fest: sie beschloß, auch weiterhin Krieg zu führen. War es da verwunderlich, wenn die Regierung nun ihrerseits begann, den Friedensratia! außer acht zu lassen,

wenn sie den Fehdehandschuh aufnahm und gleichfalls mit allen Waffen kämpfte? Unter solchen Umständen verlor jedenfalls die Opposition das Recht, sich auf den Friedensschluß zu berufen, und unlogisch war es, wenn sie der Regierung einen Vorwurf daraus machte, daß sie ihre materielle Macht ausnutzte. Eben-
 so gut hätte sie die Überlegenheit der Japaner zu einem moralischen Defekt heranzuziehen können. Auf Grund dieser Darlegungen kommt Struve zur Überzeugung, daß die bisherige Opposition einen Kompromiß mit der Regierung schließen müsse. Nur dadurch könne die Konstitution gerettet werden. Nach diesem Referat führt die „St. Pet. Btg.“ weiter aus: „Diese Äußerungen aus dem Munde des alten Freiheitskämpfers hätten unter allen Umständen Aufmerksamkeit verdient. Denn man dürfte darauf rechnen, daß sie jedenfalls nicht ganz wirkungslos verhallen würden. Ihm tritt aber etwas ein, das völlig unerwartet war, der Staujesche Worten eine verstärkte Resonanz sichert und gleichzeitig beweist, daß er mit seinen Anschauungen nichts weniger als allein darsteht: die „Reich“ unternimmt es, ihn gegen die Angriffe zu verteidigen, die sein Aufsatz im linken Lager gegen ihn hervorgerufen hatte. Sie tut es in vorichtiger, zurückhaltender Weise, sie identifiziert sich nicht mit ihm. Aber sie weist jene Angriffe zurück und erklärt, daß die Vertretung der Idee eines Kompromisses mit der Regierung an sich keineswegs feindseligen Hohn verdiene. Sie könne unter Umständen als Gebot der Realpolitik erscheinen. Das ist gewiß nicht viel. Aber immerhin bedeutet es einen nicht zu unterschätzenden Fortschritt, wenn das Parteiorgan der Kadetten, das bisher die radikalere Richtung scharf vertrat, auf einmal Verständnis und ja fast Sympathie für die Ideen der gemäßigten Minderheit zur Schau trägt. Denn es beweist, daß jene Richtung anfängt, die Oberhand innerhalb der Partei zu erlangen. Es ist nur ein Symptom, auf das hier hingewiesen wurde, aber das Symptom einer Entwicklung, von der man segensreiche Folgen erwarten darf.“

Cholera und Pest. Die sechs Wolga-Gouvernements sind für choleraverdächtig erklärt worden. In Zarizyn ist ein dritter Pessfall festgestellt worden. In der Stadt Samara erkrankten am 26. Juli 11 Personen. Seit Beginn der Epidemie bis zum genannten Tage wurden in Samara insgesamt 86 Choleraerkrankungen festgestellt, von denen 18 einen tödlichen Ausgang nahmen. Auch in unserer nächsten Nachbarschaft, in Batu, sind einige Personen an der Cholera erkrankt. Ein choleraverdächtigter Erkrankungsfall ist auch in Petersburg vorgekommen. Nicht genug der Plagen; immer ernstlicher werden die Prüfungen; ob wir da endlich zur Erquickung gelangen werden?

Ausland.

Deutschland. Auf Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel hat am 14./1. August eine Zusammenkunft des Kaisers Wilhelm mit König Eduard stattgefunden, die einen weit herzlicheren Charakter als die vorjährige trug. Beide Monarchen versicherten einander, daß sie bestrebt seien, die Freundschaft zwischen England und Deutschland zu erhalten und zu kräftigen. Wie bereits gemeldet wurde, wird Kaiser Wilhelm im November seinen königlichen Oheim in England besuchen. An diesen bevorstehenden Besuch anknüpfend, erklärte König Eduard, daß Kaiser Wilhelm sicher sein könne, sowohl bei ihm als auch beim englischen Volke den freundschaftlichsten Empfang zu finden. In England wie in Deutschland hat der Verlauf der Zusam-

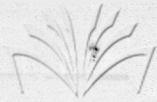
menkunft einen sehr günstigen Eindruck gemacht und die Beiderseits erwarteten mit Bestimmtheit eine baldige Besserung der deutsch-englischen Beziehungen, welche in der letzten Zeit viel zu wünschen übrig ließen.

Oesterreich. In Vich hat am 15./2. d. M. eine Zusammenkunft Kaiser Franz Joseph's mit König Eduard stattgefunden, über welche wir in der nächsten Nummer ausführlicher berichten werden.

Marokko. Aller Augen sind seit drei Wochen auf Marokko gerichtet, wo sich die Bewegung gegen die Franzosen immer mehr zuspitzt. In Marokko wird zweierlei Politik getrieben: der ohnmächtige Sultan schließt mit den Franzosen Verträge und sucht durch geschriebene Vereinbarungen ihrem Eindringen vorzubeugen, während seine unbotmäßigen Untertanen die Fremden, von deren Besuch sie nichts gutes erwarten, mit Gewalt vertreiben möchten. Nach vereinzelt Morden, begangen an französischen Bürgern, haben sie sich nun erküht, in der Kaiserstadt Casablanca einen Massenüberfall auf französische Staatsangehörige zu unternehmen. Die nach Casablanca eingedrungene Horde von Marokkanern machte mehrere Franzosen nieder, plünderte ihr Besitztum und ging dann zur Verraubung anderer Ausländer über, von denen gleichfalls mehrere ermordet wurden. Die französische Regierung beschloß sofort die Züchtigung der Mörder und Räuber; aber ehe das vereinigte französisch-spanische Geschwader in Casablanca eintraf, gelang es den Mauren die meisten Häuser der Ausländer auszurauben und niederzubrennen. Sofort nach ihrer Ankunft begannen die französischen Kriegsschiffe die Beschießung der Stadt, worauf die französischen Truppen landeten und die mehrere tausend Reiter zählende Horde von Mauren nach kurzem Kampfe verjagte. Casablanca ist fast ganz eingeäschert, und die Gärung scheint sich über das ganze Land zu verbreiten, so daß Frankreich vermutlich vor einem langwierigen Kriege steht.

Die französischen Landungstruppen hatten vor der Besetzung von Casablanca noch erhebliche Straßenkämpfe mit Kabylern zu bestehen. Das Gebäude des deutschen Konsulats ist unverfehrt. Die Privatwohnungen des Konsuls, die Post und mehrere Wohnungen und Geschäftsräume Deutscher sind geplündert worden. Auf der Post fehlen 25 000 Pesetas. Die im Hause des Kaufmannes Brandt vereinigten Deutschen sind wohlbehalten. Sie wurden vom französischen Konsulat mit Proviant versehen. Der seit dem 27. v. M. zum Schutze und zur nötigenfalls erforderlichen Aufnahme der Deutschen dort anwesende Handelsdampfer „Arkadia“, der bereits einen Teil der deutschen Kolonie an Bord genommen hatte, erhielt Lebensmittel vom Kreuzer „Galice“.

Mehrere Pariser Blätter heben mit großer Gemüthung die Haltung der Marinetruppen bei der Besetzung von Casablanca hervor und erblicken darin einen erfreulichen Beweis dafür, daß die antimilitaristische Bewegung, die alle Patrioten mit großer Besorgnis erfüllt habe, auf die Tapferkeit und Mannszucht der Soldaten keinerlei schädlichen Einfluß ausüben konnte. Einzelne radikale Blätter mahnen zur Vorsicht. So schreibt die „Latene“: Mehr denn je müssen sowohl die öffentliche Meinung wie die Regierung Kaltblütigkeit bewahren. Nur keinen kriegerischen Rausch und keine Hintergedanken! Von Europa unterstützt, könne Frankreich, ohne allzu großen Schaden zu erleiden, die Ordnung wiederherstellen; isoliert laufe es Gefahr, in alle möglichen Abenteuer hineingetrieben zu werden.



Über die Gründe der Unruhen in Casablanca berichtet der Korrespondent der „Rossischen Zeitung“ in Tanger folgendes: „In Casablanca wußte man seit längerer Zeit, daß etwas in der Luft liege und daß es zu Tätlichkeiten kommen werde. Erstens waren die Eingeborenen unzufrieden damit, daß ein Franzose die Kontrolle über die Zolleinkünfte führte, und die darüber besonders erzürnten Zollbeamten, die nicht mehr so reichlich für ihre eigenen Taschen arbeiten konnten, begaben sich nach Kräften. Dann war man wegen der Herstellung eines Hafens unzufrieden, zumal da auch dieser von Franzosen ausgeführt wurde. Trotz der drohenden Lage tat der Gouverneur der Stadt nichts, um etwaigen Ausschreitungen vorzubeugen. Er bezog den Sold für 500 Soldaten, hatte in Wirklichkeit aber kaum 200, und auch diese mußten, um ihren Sold zu bekommen, wiederholt um die Vermittlung eines der fremden Konsuln bitten. Gewehre hatte nur ein kleiner Bruchteil dieser Soldaten. Zudem waren fast alle diese Waffen unbrauchbar und außerdem auch die Patronen dafür. Mit einer solchen unbewaffneten Horde war natürlich im Notfall nicht zu rechnen. Am Tage vor der Katastrophe sollen die Eingeborenen noch einmal dringend vom Gouverneur verlangt haben, daß man die Arbeiten am Hafenbau einstelle und daß der französische Zollkontrolleur aus dem Zollamt entfernt werde. Am kritischen Tage selbst waren die Konsuln gerade versammelt, um über die Lage zu beraten, als sie die Nachricht von dem Beginn der Feindseligkeiten erhielten, worauf die Sitzung aufgehoben wurde. Weiter berichtet der Korrespondent: „In Mazagan soll es gleichfalls gären, und Rabat ist seit einiger Zeit von den umliegenden Stämmen belagert. Alle diese Unruhen bezwecken die Aufhebung der französischen Kontrolle über die Zollämter und sind lediglich gegen Frankreich gerichtet. Doch ist die Gefahr natürlich auch für die übrigen Christen sehr groß. Alles deutet darauf hin, daß wir ernstlichen Zeiten entgegengehen. Hier hört man jetzt oft vom „Heiligen Krieg“ reden, auch von den Eingeborenen. Hoffentlich werden wir davon verschont, denn wenn die Araber auch als sehr verschrien sind, so kennt ihr Fanatismus, ihr Mut und vor allem ihre Grausamkeit keine Grenzen, wenn sie gegen die Ungläubigen im Religionskriege kämpfen. Für Tanger ist auf alle Fälle die Gefahr sehr gering, weil einmal die hiesigen Eingeborenen an den Verkehr mit den Christen sehr gewöhnt sind und weil im Notfall Hilfe von Europa in kürzester Frist hier sein kann.“

Nachrichten aus dem Kaukasus.

— **Tiflis.** Der Statthalter Graf Woronzow-Daschkow ist am 27. vorigen Monats in Zarsoje-Sjelo Allerhöchst empfangen worden. Am 30. war er nach Neu-Peterhof gefahren und hat da auf St. Petersburg verlassen. Seiner Ankunft sieht man zum 15. v. M. entgegen.

— Der Gouverneur von Tiflis, Baron Kausch von Trautenberg, ist zum Stallmeister des Allerhöchsten Hofes, unter Belassung in seinem gegenwärtigen Amte, ernannt worden. („Tifl. Listok“).

— Der Direktor der Kanzlei des Statthalters Hofmeister Peterson, wird in nächster Zeit aus Petersburg hier zurück erwartet.

— Der Kommandant von Tiflis, Gen.-Leutnant Timofejew, ist zum Chef der hiesigen Brigade befördert worden.

— Zwischen dem deutschen Reichspostamt und der russischen Postverwaltung ist neuerdings auf Grund des deutsch-russischen Postanweisungs-Ubereinkommens vom 24./11. Dezember 1903 vereinbart worden, daß anstatt des jetzt für Postanweisungen geltenden Meißbetrages von 100 Rubel = 216 Mark, vom 1. August/18. Juli d. J. ab, ein erhöhter Meißbetrag von 300 Rubeln = 650 Mark gelten soll, was heißen will, daß man nunmehr mittels eines Überweisungsbillets nicht nur 100 Rubel = 216 M., sondern 300 Rubel = 650 Mark versenden kann.

— Einige hervorragende ausländische Firmen haben privatim zuständigen Orts angefragt, ob ihnen gestattet werden würde, die Wasserleitung Jalki-Tiflis nebst dazugehöriger hydraulischer Station herzurichten, gleichviel ob im Wege des öffentlichen Ausbots oder dem der Konzession. — Eine andere Firma hat wegen Einrichtung einer balneologischen Station, sowie eines vervollkommenen Schlachthauses mit Kühlräumen angefragt.

— Man beabsichtigt das hiesige Post- und Telegraphenkontor in zwei selbständige Büreaus umzuwandeln: ein Post- und ein Telegraphenamnt. Das letztere soll im bisherigen Gebäude verbleiben, während für das Postamt ein entsprechendes Lokal zur Miete gesucht wird. In Aussicht sind genommen das Haus Oksjew neben dem Zirkus oder die Räumlichkeiten eines Teils des Grand-Hotels gegenüber dem Alexander Garten.

— Da viele mittellose Hausbesitzer den Verordnungen behufs Errichtung der Trottoire nicht rechtzeitig nachgekommen waren, so hatte die Stadtverwaltung einen Teil der letzteren aus Stadtmitteln für Rechnung der Säumigen herstellen lassen; und war bemüht, die Auslagen auf gerichtlichem Wege beizutreiben. Geldmangels wegen hat sich die Stadtverwaltung aber nun veranlaßt gesehen, keine neue Arbeiten in Angriff zu nehmen, bis das Geld für die bereits errichteten Trottoire einkassiert sein wird.

— Bei den Durchbrucharbeiten des Sjolotakitunnels fand man auf der Seite der Stadt eine Quelle mit vorzüglichem Trinkwasser. Obgleich die Quelle bei den Arbeiten recht hinderlich ist, so bedeutet ihre Erschließung dennoch einen wertvollen Fund.

— Wie aus dem „Tifliski Listok“ zu ersehen ist, fand man vor einigen Tagen innerhalb der Grenzen des Dorfes Zaukis, auf dem Davidsberge, in einer Schlucht, 1 1/2 Werst von der Station der Drahtseilbahn entfernt, die Leiche eines 18-jährigen jungen Mädchens mit durchschnittener Kehle. Ihre Persönlichkeit hat noch nicht festgestellt werden können, doch augenscheinlich handelt es sich hierbei um eine Armenierin (in europäischer Kleidung). Die Polizei bemüht sich, die Eltern der Ermordeten ausfindig zu machen. Diese Mordtat ist nur ganz zufällig aufgedeckt worden. Der Leichnam der Ermordeten ist nicht bedeutend in Verwesung übergegangen und ist daher anzunehmen, daß das Verbrechen erst vor nicht langer Zeit verübt worden ist.

— Etwas vom gestirnten Himmel. Am 9. Juli u. St. entdeckte der Astronom Daniel auf der Sternwarte in Princeton einen bis jetzt unbekanntem Kometen, von welchem unsere Leser von vornherein etwas gutes lernen können, nämlich das Frühauftreten. Um 3 Uhr morgens erblickt man ihn

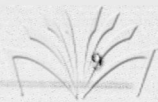
sehen am nordöstlichen Himmel mit seiner scharfen Kute über den Horizont herausragen und zwar ohne Mühe mit dem freien Auge. Er steigt rasch in die Höhe und erlischt dann in der Morgendämmerung.

— **Michailowo.** Ein Zug überfallen. Am 1. d. Mts., um 4 Uhr nachmittags, fuhr in einem dem von Gomy nach Michailowo gehenden Arbeiterzuge Nr. 291 angehängten Dienst-Waggon ein Artellschiff der Transkaukasischen Eisenbahn, deren auf dieser Strecke angestellten Arbeitern den Gehalt auszuzahlen hatte. Ungefähr 3 Werst vor Michailowo wurde der Zug durch Signale zum Stehen gebracht und darauf aus dem benachbarten Maisfelde und Gebüsch heftig beschossen. Nach der Häufigkeit der Schüsse zu urteilen, muß die Zahl der Bösewichter wenigstens 30 Mann betragen haben. Die militärische Schutzabteilung sowie das Zugpersonal, das sich anfangs aus Feigheit versteckt gehalten hatte, eröffneten bald auf Zureden des Unteroffiziers S. auch ihrerseits ein lebhaftes Feuer. Mittlerweise hatte der Lokomotivführer Rückdampf gegeben und so schleunigst den Zug nach der Station Gomy zurückgebracht. Von der Station Michailowo wo bereits telegraphische Meldung vorlag, wurde sogleich eine Lokomotive zur Verfolgung der Strolche ausgesandt. Zwei Bahnwächter, die bei diesem frechen Überfall offenbar mitbeteiligt waren, sind verhaftet worden. Der Artellschiff kehrte mit dem Gelde im Lokalzuge Nr. 10 unbehelligt nach Tiflis zurück. Hinzugesügt muß werden, daß die Strolche zuvor noch einige Bomben auf dem Geleise vor den heranrollenden Zug gelegt hatten, die aber nicht explodierten, weil letzterer einige Schritte vor ihnen stehen geblieben war.

— **Batum.** Am 1. d. Mts. wurde Dr. med. G. J. Wolski, seit 10 Jahren Mitglied des hiesigen Stadtamts, als er in der ersten Abendstunde auf dem Boulevard promenierte, von Unbekannten aus dem Hinterhalt tödlich verwundet. Die Ursache dieser Mordtat ist noch nicht aufgeklärt und für die empörten Batumer bisher ein Rätsel, da G. J. Wolski als Volksfreund allgemein beliebt und geachtet war. In der georgischen Literatur hat er sich als Dichter und Schriftsteller einen guten Namen erworben. Vom Komitee der Tifliser Adelschule war W. unlängst zum Lehrer der georgischen Sprache gewählt worden.

— **Sjotschi.** Ein Überfall auf den Dampfer „Tschernomor“. Dem „Tifliski List“ entnehmen wir einige Einzelheiten betreffend einen Überfall auf den Dampfer „Tschernomor“. Der „Tschernomor“, das beste Schiff der „Kosfisksko Obschtschestswo“, verließ den Hafen von Noworossisk am Abend des 28. Juli. Er hatte gegen 70 Passagiere erster Klasse und gegen 100 Deckpassagiere an Bord. Nach etwa drei Stunden, zwischen Gelendschik und Schubga, als es bereits 9 Uhr und ganz dunkel geworden war, und die Passagiere anfangen sich zur Ruhe zu begeben, tauchten hier und da vermmante Gestalten auf. Wer sie waren, woher sie kamen, darüber nachzudenken hatte kein Mensch Zeit, denn Revolver- und Flintenkäufe bligten, überall fielen Schüsse, in kürzester Frist waren der Kapitän, der wachhabende Offizier und noch zwei Gehälfen des Kapitän überrollt und gefangen genommen, die Deckpassagiere wurden auf das Vorderdeck zurückgedrängt und die Passagiere erster Klasse bedrängt in Schreden versetzt, daß nur ein einziger von ihnen an Widerstand dachte, seinen Revolver abdrückte und einen Räuber tödlich verwundete. Die übrigen Pas-

sagiere, statt ihn zu unterstützen, taten alles um ihn zum Schießen zu verhindern und besonders die Damen lebten von dem unnützen Widerstand aufzugeben, weil die Räuber bereits mit Bomben drohten. Die entsetzten Passagiere wurden hinauf aufs Promenadendeck getrieben, wobei die Räuber gütigst gestatteten, einige in Ohnmacht gefallene Damen mit Wasser zu begießen, dann stellten sie die Passagiere in Reih und Glied auf, erklärten ihnen, sie mögen sich beruhigen, sie wären keine gemeinen Räuber, sondern Sozialrevolutionäre, das Schiff befände sich in der Gewalt des sozialrevolutionären Komitees und sie würden nicht rauben, sondern nur alles vorhandene Geld zum besten ihrer Partei einziehen. Gleich darauf aber strakten sie ihre eigenen Worten Lügen und nahmen den Passagieren außer dem Gelde noch alle Werksachen ab: Ringe, Uhren, Brustnadeln, Armbänder, Ohrgehänge, — alles verschwand unter den gewandten Fingern. Nicht eine Tasche, nicht eine Kleiderfalte blieb ununtersucht und die Damen beilten sich, selbst alle Schmucksachen abzunehmen und sie den Herren des Schiffes zu überreichen. Darauf durften sich die Passagiere auf dem Deck unter Bewachung wieder setzen und die Räuber machten sich dran, das Gepäck in den Kabinen und Kabinen der armen Deckpassagiere zu untersuchen. Sie gingen dabei durchaus nicht rituell, sondern wie die ärgsten Straßenräuber vor, zerschnitten die Gepäckstücke, streuten Wäsche und Kleider umher, suchten sich die besten Stücke aus, nahmen mit, was ihnen gefiel und versorgten sich schließlich im Buffet mit Speise und Trank. Stundenlang dauerte dieser Raubzug. Unterdessen wurde der Kapitän von zwei Räubern, die ihn nicht aus den Augen ließen und ihre Revolver auf ihn gerichtet hielten, streng bewacht, und der Steuermann mußte dem Kommando des Räuberhauptmanns gehorchen und an seinem Steuerrade im Dunkel der Nacht die sonderbarsten Manöver ausführen: bald wurde vor-, bald rückwärts Dampf gegeben, bald näherte man sich dem Ufer, bald wurde der Dampfer weiter ins Meer hinausgeführt. Augenscheinlich fürchteten die Räuber das Herannahen eines zweiten Schiffes und fühlten sich bei ihrem Überfall doch nicht ganz sicher. Gegen 4 Uhr morgens rüsteten sie zum Ausbruch und forderten die Auslieferung desjenigen Passagiers, der geschossen hatte. Fünf Minuten Bedenkzeit wurde gegeben, und in diesen ewiglang dünkenden fünf Minuten entstand wieder eine große Bewegung unter den Passagieren. Offenbar gab es unter ihnen solche, die, ein allgemeines Nachblutbad fürchtend, den einen Herrn gern ausgeliefert hätten. Aber Anständigkeit und Mut siegten über Feigheit und Schwäche, und der eine, der der Retter des Dampfers hätte werden können, wenn er nur ein wenig Unterstützung gefunden, wurde nicht ausgeliefert. Merkwürdigerweise gaben sich die Räuber damit zufrieden, und als darauf ein Arzt die Verletzung des verwundeten Räubers für tödlich erklärt hatte, ließen seine Kameraden ihn im Stich, befahlen die Boote bereit zu machen, setzten in das eine als Geißel den Kapitän, in das andere dessen Gehälfen, sperren alle Passagiere in die Kabinen, schlossen ab und nahmen zwei Diener, denen die Schlüssel zur Aufbewahrung übergeben wurden, mit. Der Besatzung wurde befohlen, sich mit dem Dampfer nicht vom Fleck zu rühren und auf den Kapitän und die übrigen Geißeln zu warten. Falle nur ein Schuß vom Schiff oder rühre sich der Dampfer von der Stelle, so sollten die Geißeln es mit ihrem Leben büßen. So ließen sich die Räuber an einem iden Strande, ungefähr zwanzig



zig Werst von Tuapse entfernt, aussetzen, schickten die Geiseln mit Spott und Hohn in ihren Booten zurück, zwangen den sich räubenden Matrosen 25 Rbl. Trinkgeld auf und untersagten zuguter Letzt dem Kapitän in den Hafen von Tuapse einzulassen. Bis zur Rückkehr des Kapitäns vergingen mehrere lange Stunden und die Passagiere hatten Zeit die Schrecken der Nacht zu überdenken. Am meisten beschäftigte sie natürlich die Frage, wer die Räuber gewesen sein mögen. Es waren 19 Mann, durchweg junge Leute im Alter von 18 bis höchstens 25 Jahren. Sie trugen europäische Kleider und Filzhüte. Bis auf einen, der eine Art Führerrolle spielte und trotz seiner Studentenmütze eher den Eindruck eines intelligenten Arbeiters machte, schienen es ausnahmslos Georgier zu sein. Mit den Passagieren sprachen sie russisch, unter einander georgisch. Nur vom Anführer, der offenbar ein Russe war, hat man kein georgisches Wort gehört. Ungefährer Berechnung nach haben die Räuber 10 000 Rbl. an Geld und Wertsachen eingeheimst. Es schien aber, als wäre die Verraubung der Passagiere nicht ihr Hauptzweck, als suchten sie vielmehr etwas Bestimmtes. Gerüchtweise verlautete, es wäre abgesehen gewesen auf einen reichen Tabakhändler, der 30 000 Rbl. bei sich führte, oder auf einen Mönch, der gleichfalls große Summen in seinem Gepäck versteckt haben sollte. Ein reicher Tabakhändler aber war auf dem ganzen Schiffe nicht zu finden. Der verwundete Räuber wurde in Sotzchi der Polizei ausgeliefert. Er giebt sich für einen zufällig verwundeten Passagier aus. Seine Verlegung ist tödlich.

— **Nucha.** Nach dem „Tifliski Listok“ ist auf der Strecke Jewlach - Nucha auf die Post von einer aus 10 Mann bestehenden Bande ein frecher Raubüberfall verübt worden. Die Strolche hatten offenbar Kunde erhalten daß die Morgenpost über 85 000 Rbl. mit sich führte. Um 8 Uhr morgens, als der Postwagen sich von der Station Jewlach kommend der Eisenbahnbrücke näherte, wurden von den Strolchen mehrere Gewehrschüsse abgefeuert. Bei der Beschießung ist ein Landwächter ums Leben gekommen, ein anderer schwer verwundet und 1 Pferd getötet worden. Dank der Geistesgegenwart des Postkutschers Ismail-Babi-Dogli und der Tapferkeit eines Landwächters aber, der die Pferde zu schnellerem Gange antrieb, ist die Post dennoch unverfehrt auf der nächsten Station Galban angelangt.

— Auf dem Postamt in Nucha wurde dieser Tage eine gefälschte Anweisung entdeckt, auf welche 7 000 Rbl. ausgezahlt werden sollten. Das Verbrechen mißlang, da der Betrug rechtzeitig bemerkt wurde. Zur Untersuchung dieser Angelegenheit ist der Gehilfe des Tifliser Postchefs entsandt worden.

Aus den Kolonien.

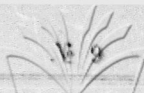
Die deutsche Kolonie Helenendorf in Transkaukasien*.)

(Schluß.)

Die hiesige 2-klassige Elementarschule, bisher die einzige Lehranstalt am Ort, ist wie alle ehemaligen evang.-luth. Kirchenschulen in Stadt und Land dem Ministerium der Volksaufklärung unterstellt, jedoch bei fast uneingeschränkter Verwaltung des zum Unterhalt der Schule dienenden Vermögens, namentlich der

*) Wir sind von geschätzter Seite darauf aufmerksam gemacht worden, daß die neuangelegten Weingärten in H. nur von einigen Kolonisten ein- mal jährlich bewässert werden (mit befriedigendem Resultat), von den übrigen aber 4-mal jährlich, wie gewöhnlich, und nicht, wie in Nr. 6 fälschlich berichtet worden, durchweg nur einmal jährlich. — Die Redaktion.

Schulgelder, seitens der Gemeinde. Sie war im vorletzten Schuljahre von 406 Schülern besucht, welche von 5 Lehrern unterrichtet wurden. Gegenwärtig ist ein sechster Lehrer angestellt worden, wodurch auch eine Erweiterung des Lehrprogramms möglich wird. Die sog. „Ergänzungsklasse“, einstweilen mit 2-jährigem Kursus (ein dritter Jahrgang ist in Aussicht genommen), bildet im Grunde genommen eine besondere Schule, an welcher freilich bisher, abgesehen vom Pastor, nur Lehrer (der Volksschule) ohne höhere Bildung Stunden erteilten, und hat außer dem Lehrpersonal mit der eigentlichen Elementarschule nichts gemein, außer vielleicht noch, daß der Unterricht auch in den Räumen der letzteren stattfindet. Zurzeit wird diese sog. „Ergänzungsklasse“ in eine Fortbildungsschule mit dem Kursus der staatlichen Mittelschulen (Real- bis zur 5. Klasse inkl.) umgewandelt und sollen an ihr nur Lehrer mit höherer, d. h. Seminar- oder Universitätsbildung, angestellt werden. Natürlich ist die Gemeinde weit davon entfernt, die geplante Mittelschule mit einemmalig fix und fertig hinzustellen; vielmehr sollen zunächst nur 2 Klassen (der 1. und der 2. Jahrgang) bestehen, und erst wenn die Absolventen der 2. Klasse, im ganzen oder auch nur zum Teil, am Ende des nächsten Schuljahres geneigt sein sollten, sich noch weiter ausbilden zu lassen, wird die 3. Klasse eröffnet werden. In Nr. 6. der „Kauk. Post“ finden die Leser nähere Angaben über die Fortbildungsschule und zwar in der diesbezüglich seitens des Schulrats erlassenen Aufforderung zur Anmeldung von Schülern. Um dem gesteigerten Verlangen nach Schulräumen zu genügen, wird das gegenwärtige Schulkloster durch einen Aufbau (2, bzw. 4 Abteilungen) erweitert, wozu die erforderlichen Mittel zum größten Teil durch freiwillige Beiträge seitens einiger besser situierter Gemeindeglieder aufgebracht worden sind. Für den Fall, daß die Mittelschule ihre Existenzberechtigung im Laufe der kommenden Zeit (es dürfte sich dabei gewiß um mehrere Jahre handeln) darzulegen haben wird, soll auf einem von der Gemeinde zu diesem Zweck angewiesenen Grundstück ein besonderes Gebäude, womöglich mit einem Internat verbunden, aufgeführt werden. Der Unterhalt der neuen Schule ist zum Teil durch das Kapital gesichert, welches durch freie Beiträge für die nächsten 10 Jahre gezeichnet worden ist und, wie wir hören, gegen 1000 Rbl. jährlich ausmacht. Selbstverständlich genügt dieser bescheidene Zuschuß nicht zum Bau eines eigenen Schulgebäudes für die Mittelschule; daher sollte die Opferwilligkeit der Gemeindeglieder sich auch fernerhin betätigen. Hinzukommen würden dann allerdings noch die Naturalleistungen der Gemeindeglieder, deren Wert sich höher belaufen dürfte, als in bar erforderlich. Ferner werden doch auch die übrigen transkaukasischen deutschen Siedlungen ein Interesse daran haben, die Schule, wenn sie sich bewährt haben wird, zu unterstützen, sei es auch nur dadurch, daß sie ihre begabteren und weiterer Ausbildung bedürftigen Kinder nach Helenendorf schicken. Schließlich ist anzunehmen, daß auch der in der Gründung begriffene Verein der Deutschen im Kaukasus die einzige deutsche Mittelschule im Kaukasus, vorausgesetzt, daß nicht auch Tiflis bis dahin schon seine eigene Mittelschule mit deutscher Unterrichtsprache hat, nach Kräften unterstützen wird. Alles hängt nun davon ab, ob der Schulrat von H. es verstehen wird, die wohlgemeinten Vorschläge des Herrn Oberpastors Wirén in rechter Weise in die Tat umzusetzen. Geschieht selches, so können wir sicher sein, daß auch höheren Orts das Verständ-

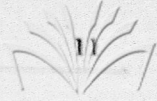


nis für das transkaukasische „Birkenruh“ nicht zögern und die Regierung gern geneigt sein wird, die ersprießliche Tätigkeit der neuen mittleren Lehranstalt durch eine Subsidie aus Staatsmitteln noch weiter zu fördern. — Der Schulrat von H. besteht, wie auch anderweitig, z. B. in Katharinenfeld, aus den Lehrern, dreien von der Gemeinde aus der eigenen Mitte gewählten Gliedern (der Ortsprediger kann auch gewählt werden, sofern er nicht den Religionsunterricht an einer der von der Gemeinde unterhaltenen Schulen erteilt und als solcher schon von Amtswegen zum Schulrat gehört) und dem Schul-Ehrenvornund oder Kurator. In den Sitzungen des Schulrats präsidiert eines der 3 gewählten Glieder laut Wahl. Die Obliegenheiten des Schulrats bestehen, unabhängig von dem Kirchenrat, in der Erledigung sämtlicher die Schule betreffenden Angelegenheiten, einschließlich der Auswahl der dem Volksschulinspektor zur Bestätigung vorzuleitenden Lehrer und der Abänderung des Lehrprogramms, letzteres gleichfalls unter der Voraussetzung obrigkeitlicher Genehmigung, und in der Verwaltung der Schulkasse. — Dank der gütigen Nachsicht der örtlichen Schul-Aufsichtsbehörde ist der Charakter der Helenendorfer Elementarschule ein deutscher geblieben, trotz der in den 80-er Jahren versuchten Russifizierung derselben. Vielleicht ist das Russische hier sogar etwas zu wenig gepflegt worden, da die Kenntnis der russischen Sprache auch unter den jüngeren Gemeindegliedern nur mangelhaft verbreitet ist. Wie dem aber auch sei, der kerngesunde deutsche Sinn der Helenendorfer will nicht zum Verräter an seinem Volkstum werden, und geht man daher auch hier, wie in den jüdischen Gemeinden und bei uns in Katharinenfeld bereits geschehen, ans Werk und sucht, gestützt auf den jüngst erfolgten Allerhöchsten Gnadenakt, um die Wiedereinführung der deutschen Unterrichtssprache in aller Form nach. Auch in dieser Beziehung gebührt das Hauptverdienst Herrn Oberpastor Wirén, der in der Erhaltung und Förderung des Volkstums innerhalb des ihm anvertrauten Synodalbezirks mit baltischer Fähigkeit und unermüdetem Eifer tätig ist.

Sein reges Interesse an den Kulturbestrebungen der Deutschen nicht nur in seinem Synodalbezirk, sondern weit über die Grenzen desselben hinaus, wo der Gedanke eines möglichst engen Zusammenschlusses unserer Stammesgenossen zu gemeinsamer geistiger, sittlicher und wirtschaftlicher Arbeit fester wurzelt und zum Teil bereits verwirklicht worden ist, hat der genannte Herr Oberpastor übrigens auch darin bekundet, daß namentlich er es war, der die Bürger von Helenendorf zu veranlassen gewußt hat, eine besondere Ortsgruppe des Vereins der Deutschen im Kaukasus zu bilden, die gegenwärtig schon ungefähr 100 Mitglieder zählt. Die in der vorigen Nummer erwähnte Versammlung der Mitglieder der Ortsgruppe hat gleichfalls auf Veranlassung Herrn Oberpastors Wirén stattgefunden, dem daran liegt, die Sitzungen des zu gründenden Vereins, wie sie im Entwurf in der „K. P.“ vorliegen, seinen Pfarrkindern soweit verständlich zu machen, daß die Delegierten der Ortsgruppe H. seitens ihrer Vollmachtgeber soweit instruiert werden könnten, daß sie auf der konstituierenden Versammlung, welche zwischen dem 1. und 10. Sept. d. J. in Tiflis stattfinden wird, auch ihren Mann stehen, d. h. bestimmte Ansichten über Ziele und Zwecke des Gesamtvereins, über die seiner Tätigkeit zu Grunde zu legenden Bestimmungen und über die Wünsche ihrer

Gruppe zu äußern im Stande wären. Aus den Debatten während der Sitzung am 8. Juli, die allerdings, wie schon gesagt, nur wenig lebhaft waren, ging zur Evidenz hervor, daß die Helenendorfer Ortsgruppe im großen ganzen mit dem Entwurf der Satzungen einverstanden ist. Doch wollen wir den weiteren Verhandlungen derselben auf der nächsten Versammlung in keiner Weise vorgreifen und schließen daher hiermit unseren Bericht über die Kolonie Helenendorf, deren geistiges Leben, wir können es freudig vor unseren Lesern bekennen, auf uns den Eindruck weitgehendster Entwicklungsfähigkeit gemacht hat. Die Kolonie Helenendorf möge blühen, wachsen und gedeihen! A. F.

Vom 25. bis 27. Juli d. J. tagte in Helenendorf die jährliche Konferenz der Religionslehrer des transkaukasischen Synodalverbandes. Von jeher ist in Deutschland u. in der Schweiz, wo das Volksschulwesen in ungleich höherem Grade entwickelt ist, die Notwendigkeit ähnlicher Konferenzen für die gesamte Lehrerschaft anerkannt und von der Erziehungsbehörde je nach Ermessen eine zwei-, an manchen Orten sogar viermalige Zusammenkunft der Lehrer im Jahre angeordnet worden. Der Lehrer, der in einem abgelegenen Bärenwinkel seines Amtes waktet und selten die Schulstube eines Kollegen zu heitreten Gelegenheit hat, ist gar zu leicht dem gefährlichen Wahn ausgesetzt, seine Art und Weise des Unterrichts, seine Methode sei die allein richtige. Mit dieser Unfehlbarkeitsmanie kann sogar der Lehrer befaßt sein, der die Werke der besten Methodiker in seinem Bücherstube stehen hat; denn die Bücher allein machen nicht den Praktiker, noch vielweniger wird es derjenige, der ohne methodische Anleitung nach bloßem Gutdünken seinen Unterricht betreibt. Die Notwendigkeit des Gedankenaustausches in Sachen des Unterrichts und der Erziehung scheinen denn auch die meisten unserer Lehrer zu empfinden. Von nah und fern waren sie ungewöhnlich zahlreich herbeigeeilt zum schönen Zweck, vom Altmeister an, den der Schnee des Alters ziert, bis zum Anfänger, der kaum die ersten Versuche in der Unterrichtskunst hinter sich hat, und alle wurden sie vom gastlichen Helenendorf willkommen geheißen. Von den Pastoren waren zwei erschienen, sowie mehrere Gäste. Trüb wölbte sich am Morgen des 25. Juli der Himmel über der Umgegend und sandte Regenschauer hernieder. Als an einem Aposteltage war Gottesdienst in der Kirche, wo sich auch die Lehrer zusammenfanden. In einer trefflichen Schulpredigt wurde den Lehrern gezeigt, wie für sie das Wort Gottes der richtige Leiter in ihrem Beruf sei. Es wäre zu wünschen, daß in jeder Gemeinde jährlich wenigstens eine Erziehungspredigt gehalten würde, damit nicht nur die Lehrer, sondern auch die Eltern mehr auf ihre Pflichten den Kindern und der Schule gegenüber aufmerksam gemacht würden. Schule und Haus sind zu gemeinsamer Arbeit an der Jugend berufen. Dem Sängerkorps von H. sei für die bei dieser Gelegenheit korrekt und mit frischen Stimmen vorgetragene Lieder aus der „neuen Pilgerharte“ der beste Dank ausgesprochen. Manchem wurde dadurch ins Bewußtsein gerufen, daß es für ihn und seine Umgebung auch im Reich der Töne noch zu arbeiten giebt. Nachmittags 4 Uhr eröffnete Herr Oberpastor Wirén die Konferenz mit Begrüßung und Ansprache. Von einer speziellen Besprechung der drei vorgetragenen Referate und Lehrproben kann hier füglich abgesehen werden. Das aber glauben wir hervorheben zu dürfen, daß es Stunden angestrengter geistiger Arbeit waren, die man im Schulkollegium zu H. verbrachte. Der Bericht über den religiösen Me-



moriertstoff in der Volksschule und die Behandlung desselben machte seine hohe Bedeutung aufs neue jedem eindrücklich, und es wurde wiederum bestätigt, daß dem unwirklichsten Religionsunterricht in unsern Schulen der erste Platz eingeräumt werden muß. Der Bericht über den deutschen Auffag an der Mittelsstufe, der vor allem die Individualität des Schülers zur Geltung kommen lassen will, rief eine lebhafteste Besprechung hervor, wurde aber, sowie der nachfolgende über „Christentum, Mohammedanismus und Heidentum“, als von regen Denken zeugende Arbeiten, allgemein erkannt. Die Lehrer haben bewiesen, daß bei sorgfältiger, gewissenhafter Vorbereitung die Probe zur Musterlektion werden kann, und daß auch bei den jüngern Lehrern ein reges Streben nach Vervollkommen der Lehrmethode vorhanden ist. Die Mehrzahl würde wohl von Herzen in das Lied eingestimmt haben: „Zu lernen bleibt uns unsern Seelen viel!“ Aber wenn auch scharfe Kritik auch das Blut zum Kopfe trieb, so fühlte man sich doch als „ein einzig Volk von Brüdern“ am großen Wert der Schularbeit. Den Verhandlungen wohnten der Kurator der Ortsschule, sowie andere Vertreter der Gemeinde bei, was wir hiermit auch für die Zukunft nur gut heißen können; braucht sich doch die Konferenz über Arbeit nicht zu schämen! Überhaupt war es erfreulich und ermutigend zu sehen, welche reges Interesse die Kolonie, welche ja bezüglich Kultur und Schularbeit stets unter dem Banner „Vorwärts“ marschiert, durch ihre Vertreter den Lehrern entgegenbrachte. Für den gemüthlichen Teil des Besamens hat die Schulfreunde der Kolonie sowie die Gemeinde durch freundliche Bewirtung reichlich gesorgt, auch die örtliche Blechmusik half dazu, dem ersten Abend das Gepräge einer kleinen Festlichkeit zu geben. Dank Euch, liebe Freunde, die Ihr durch solche Veranstaltungen den Arbeitern an der Schule Eure Anerkennung zeigt! Nur zu bald schied am Nachmittag des 27., nachdem die Arbeiten für die nächste Konferenz bestimmt waren, die Stunde des Scheidens, und noch am Abend trug das Dampfrohr einen Teil der Konferenzmitglieder dem heimathlichen Herde zu. Keiner der Teilnehmer wird's gereut haben, hergekommen zu sein! Die besten Erinnerungen werden uns von den schönen Tagen in H. bleiben. Nun aber, liebe Freunde, gilt es, was wir gelernt, in Praxis umzusetzen, und dann wird die Erneuerung noch leichter! Indessen, auf Wiederseh'n, Ihr lieben Kollegen, so Gott will, im nächsten Jahr! Einer, der dabei war.

Zur Reform des Religionsunterrichts*).

Nach dem langen, notgedrungenen Stillstand regt sich jetzt auf allen Gebieten neues Leben und der Wunsch nach Ausbau und Fortentwicklung des Bestehenden, auch auf kirchlichem Gebiet. Die evangelische Geistlichkeit der Ostprovinzen ist bereits von sich aus sehr ernstlichen Fragen näher getreten, vor allem der Aufhebung des Konfirmations- und Abendmahlszwanges. Auch die evangelische Geistlichkeit der Diaspora nimmt an der allgemeinen Bewegung teil, und in Moskau ist die Frage ei-

ner Reform des Religionsunterrichts angeregt worden. Ich schreibe uns aus Moskau hierüber: „Ein nicht sehr zahlreicher Kreis reiste an den Verhandlungsabenden der Deutschen Gruppe im Verbände des 17. Oktober rufen bei einem Teil der hiesigen deutschen Kolonie die der Religionsfrage gewidmeten Abende hervor. Sie beanspruchten auch in der Richtung hin besondere Aufmerksamkeit, als bei den Erörterungen über die Umgestaltung des Religionsunterrichts in den Mittelschulen die religiöse Überzeugung der einzelnen hiesigen Prediger deutlich zutage tritt, die in gar manchen Punkten in vollständigem Gegensatz zu der ihrer Amtsbrüder steht. Der letzte diesem Thema gewidmete Abend, der eine Fortsetzung der vorhergehenden bildete, fand am 13. Januar statt unter dem Präsidium des Herrn Rechtsanwalts P. Althausen. Ein recht zahlreiches Publikum von Herren und Damen, hauptsächlich natürlich von letzteren, war erschienen. Zum Teil führte wirkliches Interesse für das an diesem Abend zu behandelnde Thema hin, zum anderen Teil wohl aber auch die nicht geringe Neugierde zu hören, welchen Standpunkt gerade die Geistlichen unserer Stadt bei dieser Debatte einnehmen würden. Herr Pastor W. Stender, der Urheber der Reformpläne, hatte für diesen Abend seinen in 5 Theilen gekleideten Antrag der Versammlung zur Beratung und Schlußfassung vorgestellt. Sein Antrag lautete wie folgt:

I. Endzweck des evangelischen Religionsunterrichts in Mittelschulen ist nicht die Beugung unter ein Glaubensgesetz, sondern die Heranbildung religiös sittlicher Charaktere auf der Grundlage evangelischen Christentums. Zur Erreichung dessen ist als Aufgabe der Schule anzusehen: Erweckung von Interesse für die großen Persönlichkeiten aus der Geschichte der Offenbarung und für die Geschichte des Reiches Gottes.

II. Auf der Unterstufe (7—10 Jahren) ist zu beginnen mit Geschichten aus dem Leben Jesu im Anschluß an die christlichen Feste mit Hinzufügung von Bildern aus dem Heilandsleben Jesu. Das alte Testament folgt nicht vor dem dritten Schuljahr ein, mit den religiös wertvollen Stoffen aus den Patriarchengeschichten. Im Anschluß an die Geschichten werden kleine Gebete und nur ganz leichte Kinderlieder geboten. Ein Lehrbuch ist in den Vorbereitungsclassen nicht erforderlich. Alles zu Memorierende wird in der Schule eingeübt; es ist wünschenswert, daß die Lieder auch gesungen werden. Auf der Unterstufe ist die Bibelsprache zu vermeiden; erzählt wird in der Sprache der Kinder. Das Lernen und Wiedergeben durch die Kinder darf nicht im Vordergrund des Unterrichts stehen.

III. Auf der Mittelstufe (11—14 J.) sollen die Heldengeschichten des Alten Testaments auftreten, angefangen von Moses bis hinauf zu den Propheten. Die biblischen Geschichten sind genau nach denen des Neuen Testaments abzufassen, in ein System zu bringen, und eine eingehende Betrachtung der Apostelgeschichte ist anzuschließen. Der Katechismus soll auf der Mittelstufe seine Selbständigkeit verlieren. Die Gewinnung des Katechismusstoffes geschieht an der Hand der biblischen Geschichten fort, wobei dem Geschichtsunterricht keinerlei Zwang angeht werden darf. Nirgends darf das gedächtnismäßige Auffagen, sondern nur das gemüthvolle Verstehen der Glaubensgedanken, die religiös sittliche Erzeugung das letzte Ziel der Katechismusbehandlung sein. Die Erklärungen Luthers müssen in der Sprache unserer Zeit gelehrt werden. Das IV und V Hauptstück gehört nicht in die Schule. Auf der Mittelstufe muß

*) Aus der „Nig. Zeitung“. Die stark verspätete Wiedergabe dieses interessanten Artikels ist durch die Umstände zu erklären, unter denen die „Rauf. Post“ erscheint. Es ist aber an der Zeit, daß auch unsere Leser erfahren, wie brennend die Frage des Religionsunterrichts selbst vom Standpunkte der evang.-luth. Geistlichkeit, wenigstens der fortschrittlicher gesinnten, ist. Der konservativ-liberalen „Nig. Ztg.“ wird niemand revolutionäre Gesinnungen nachsagen wollen. — Die Redaktion.



bereits festgestellt werden, daß es Sagen in der Bibel gibt. Neben einem biblischen Geschichtsbuch und dem Text des Lutherischen Katechismus ist eine Schulbibel zur Lektüre einzuführen.

IV. Auf der Oberstufe soll im Vordergrunde des Religionsunterrichts ein geschichtliches Lebensbild Jesu stehen, wie es die historische Forschung entworfen und wissenschaftlich begründet hat. Hieran möge sich ein historisches Bild Pauli und schließlich die Kirchengeschichte schließen.

Besonders die 1. These führte zu einer sehr lebhaften Diskussion unter den Predigern, die fast sämtlich erschienenen waren. Interessant war ein Vortrag des Predigers an unserer reformierten Kirche, Herrn Pastors P. Bräuschweiler, der den Zweck des Religionsunterrichts darin sah, in der Jugend die Achtung vor der Person Christi, so wie vor der unsichtbaren Welt zu wecken, wie für alles, was über dem Greifbaren steht“.

Soweit der Bericht über die in Moskau aufgestellten Thesen. In Deutschland ist ja schon lange eine Bewegung zur Reform des Religionsunterrichts im Gange, und es ist kein Zufall, daß uns gleichzeitig mit dem Bericht aus Moskau zwei Äußerungen zu dieser Frage in ausländischen Zeitschriften vorliegen: in den „Grenzboten“ von dem berühmten Friedrich Paulsen und Johann in der Wochenschrift „Der Hammer“.

Zu dem „Hammer“ heißt es in einer Zeitglosse „Die Religion in der Schule“: „Mein Elsfähriger sitzt über dem Katechismus, sichtlich unwohl bemüht, sich etwas ins Gedächtnis einzuprägen. Ich frage: Was lernst Du denn? — Sprüche. — Ich blide ins Buch und lese: „Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern. Denn Gott ist's, der in euch wirkt beides, das Wollen und Vollbringen nach seinem Wohlgefallen.“ — Ich frage: Was bedeutet denn das? Kamst Du Dir etwas dabei denken? — Der Junge schweigt. Als ich wiederholt in ihn dringe, mir zu sagen, was denn eigentlich damit gemeint sei, sagt er schließlich: „Wir sollen fleißig in der Bibel lernen“. Zwölf solche Sprüche soll der Junge bis zu einem bestimmten Tage „auswendig“ kennen. — Glaubt man nun wirklich, daß der Religionsunterricht ist? — und daß durch das Herjagen solcher Sprüche ein religiöses Bewußtsein in dem kindlichen Gemüte erweckt wird? Es müßte jemand sehr sonderbare Vorstellungen von Religiosität haben, wenn er das annähme... Ausdrucksweise und Gedankengang solcher Sprüche sind für uns heute fremd und unverständlich, am allermeisten für das Kind. Selbst der Erwachsene gerät in Verlegenheit, wenn er den Sinn obigen Spruches erklären soll. Er kann nur sagen: wir sollen uns bemühen, selig zu werden, denn... Ja, da stolpern wir mit unserer Logik: „denn Gott ist's der in Euch wirkt beides, das Wollen und Vollbringen...“ Ja, ist denn das eine logische Begründung? Der gemeine Verstand kann hier nur folgern: Wenn Gott in mir wirkt und alles Wollen und Vollbringen von ihm ausgeht, dann ist Gott auch verantwortlich für alles was ich tue; dann darf mich eigentlich niemand für meine Handlungen zur Rechenschaft ziehen. — So ist es natürlich nicht gemeint, aber wer will dem gewöhnlichen Verstande, und besonders dem Kinde zumuten, etwas anderes herauszulesen? — vorausgesetzt, daß der Leser überhaupt versucht, sich etwas dabei zu denken. Und nun auch noch „mit Furcht und Zittern“. Ja, warum denn? Das Fürchten und Zittern ist doch nicht gerade eine große seelische Eigenschaft. Ja, ich behaupte, das Fürchten und Zittern ist überhaupt etwas seelisch Niedriges und daher

Unreligiöses. Berufene sollten sich endlich daran machen, mehrere religiösen Lehren in den Geist und die Sprache unserer Zeit umzugießen. In der überkommenen Form ist vieles für uns veraltet und unverständlich. Wenn ich als Kind solche Sprüche herjagen mußte, so war es für mich, als ob ich eine fremde Sprache redete: ich verstand kein Wort davon; es war alles leerer Klang. Sollte es nicht fast allen so gegangen sein — und noch so gehen?“ Nachdem dann der Katechismusunterricht berührt worden ist, heißt es am Schluß: „Wir sollten aber ernstlich daran denken, alles Sinnlose aus der Schule zu verbannen; und alles törichte Auswendiglernen ist sinnlos. Es ist sinnlos, den Kindern von Dingen zu reden, die über ihr Fassungsvermögen hinausgehen; sie Worte herjagen zu lassen, bei denen sie sich nichts vorstellen können. Für religiöse Dinge aber bedeutet das geradezu eine Entweihung. Um den religiösen Sinn im Kinde zu wecken, gibt es ganz andere Mittel...“

Und Friedrich Paulsen schreibt nach dem Zitat des „Grenzboten“:

„Der schulmäßige Religionsunterricht ist ein Werk der Reformation... Dieser altprotestantische Religionsunterricht, und ebenso der nach seinem Vorbild eingerichtete katholische, hat drei Dinge zur Voraussetzung: daß die Schulen in erster Linie *seminaria ecclesiae* sind; daß die Lehrer ihrem Wesen nach zu den Kirchendienern gehören; endlich, daß das Bekenntnis der Kirche Ausdruck des wirklichen, persönlichen Glaubens der Eltern und der Lehrer ist. Keine dieser drei Voraussetzungen trifft für die Gegenwart noch zu. Die Schulen sind heute Anstalten des Staates und der weltlichen Gemeinde, die Schulordnungen sind nicht mehr, wie im sechzehnten Jahrhundert, ein Stück der Kirchenordnung. Ferner, die Lehrer haben aufgehört, Kirchendiener zu sein; sie bilden einen Berufsstand mit eigener, in Staatsanstalten erworbener Berufsbildung. Endlich, das Bekenntnis ist nicht mehr der spontane Ausdruck der persönlichen Überzeugung aller oder auch nur der Mehrzahl derer, die als Angehörige der katholischen oder der evangelischen Kirche in die Listen eingetragen werden. Das gilt eingeständnermaßen von sehr zahlreichen Gliedern der evangelischen, uneingeständnermaßen auch der katholischen Kirche. Lehrer und Eltern stehen nicht mehr auf dem Boden der Welt- und Lebensanschauung, auf dem die Bekenntnisformeln des 16. Jahrhunderts erwachsen sind. Zum besondern die Lehrer, auch die Lehrer der Volksschule; sie wissen zu viel von all den Dingen, die sich seit dreihundert Jahren im Gebiet der Naturwissenschaften und der geschichtlichen Kritik zgetragen haben, um zur Schrift und zum Bekenntnis noch dieselbe Stellung einnehmen zu können, wie ihre Vorgänger vor zweihundert oder dreihundert Jahren“. Nur der Religionsunterricht sei von allen Wandlungen unberührt geblieben. Die Folge davon sei ein klaffender Zwiespalt zwischen ihm und den Überzeugungen der Lehrer und vieler Schüler. Haekels „Weltwärtsel“, die in kurzem ihren Weg durch die Hände der Lehrer, der Eltern und vielfach auch schon der Schüler unserer Schulen gemacht haben werden (Paulsen hat dieses Buch entschieden verurteilt), sie sind die Antwort darauf, daß unser Religionsunterricht fortfährt, die Tatsache zu ignorieren, daß wir nicht im sechzehnten, sondern im zwanzigsten Jahrhundert leben“. Die Pädagogen seien einig darin, die Fortdauer dieses gefährlichen Zustandes zu beklagen, „ebenso aber auch darin, daß es nicht möglich sei, den Religionsunterricht überhaupt aus der Schule



zu beseitigen, wie es in den westlichen Ländern meist geschehen ist, und wie es von radikalen Politikern auch uns empfohlen wird“.

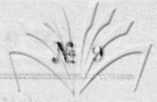
Deutsch-russische Wechselbeziehungen im Reiche.*)

Die Dinge liegen heute so, daß die loyale und die Grundlagen von Staat, Gesellschaft und Kultur mit Nachdruck betonnende deutsche Gesellschaft zweifellos eine günstige Stellung sich errungen hat. Schon im russisch-japanischen Kriege wurde der Mut und der Patriotismus baltisch-deutscher Generale, Offiziere und Ärzte nicht nur in leitenden Kreisen mit herzlicher Anerkennung bedacht, in den Stämmen der Revolution gewannen gerade die russischen Kreise, die staatliches Bewußtsein und nationales Empfinden verkörpern, ja denen man sogar Chauvinismus nachsagen zu können glaubte, für die Deutschen Rußlands Sympathie. Halten wir damit ferner zusammen, daß zweifellos der nationale Gedanke in Rußland die nächste Zukunft beherrschen wird als begriffliche Reaktion gegen das vaterlandslose Gebahren der Radikalen und die gar zu offenerzigen Präntationen mancher „Fremdvölker“, so ergibt sich daraus, welchen Wert wir Deutsche darauf legen müssen, durch klare Darlegungen dahin zu wirken, daß die fraglos vorhandene Voreingenommenheit und die feindseligen Gefühle, die in der russischen Gesellschaft leider doch noch vielfach gegen uns bestehen, überwunden und die „Mißverständnisse“ durch Aufklärung und durch die unserer Sache innewohnende Gerechtigkeit beseitigt werden.

Dieses hohe Ziel hat eine Broschüre gesteckt, die von dem ehem. Direktor des Kaiserl. Alexander-Lyceums Baron F. Wrangell unter dem Titel „Die baltische Frage“ in russischer Sprache verfaßt worden ist und die nunmehr auch in deutscher Übersetzung von A. v. Gernet (Neval, Franz Kluges Verlag) erschienen ist. Es ist ein gutes und warmherziges Büchlein, von dem man nur wünschen kann, daß es in möglichst viele Hände kommt: es spricht daraus soviel Liebe zum eigenen Volkstum und soviel echte, treue Hingabe an den Kaiser und das russische Volk, daß es auf jeden, welcher Nationalität er auch angehören mag, einen tiefen Eindruck machen muß. Mit klaren Gründen entkräftet der Verfasser die unter russischen Politikern bestehende Anschauung, daß, je stärker und einflußreicher das deutsche Element in den Ostseeprovinzen sei, desto größer auch für Rußland die Gefahr, daß bei schwierigen äußeren und inneren Verwickelungen Deutschland einen Anschlag auf die Ostseeprovinzen machen könnte. Er weist hierbei nachdrücklich darauf hin, daß gerade vom Gesichtspunkte der Integrität des Reiches die Politik der gewalttätigen Russifizierung und des consequenten, grundsätzlichen und beleidigenden Mißtrauens den deutschen Balten gegenüber ein Fehler schwerster Art gewesen ist. Zu dem Bestreben der russischen Presse, unsere Loyalität zu verdächtigen und jeglichen Versuch der Balten, mit gesetzlichen Mitteln jeden Schlag gegen ihre Eigenart abzuwenden oder doch wenigstens abzuschwächen, als „baltische Intrigue“ zu bezeichnen, die sich gegen die klaren und bestimmten Willensäußerungen der obersten Regierungsgewalt richtete, bemerkt Baron Wrangell: „Ein loyaler Diener sein, heißt noch nicht, zum stummen Sklaven werden. Von dem Augenblick an, wo die Politik der Vernichtung ihrer historischen Rechte anhub, bis auf die aller-

jüngste Zeit, haben die Balten niemals ihre Wünsche und Gefühle verheimlicht; in denjenigen Angelegenheiten, die sich auf ihre teuersten Güter bezogen, auf ihre Kirche, ihre Kultur und die normale, d. h. die eigenartige Entwicklung des Landes und auf das Gedeihen ihrer Heimat, griffen sie stets zu den erlaubten Mitteln der Selbsthilfe. Unter dem früheren Regime schloß das für sie einen Appell an die öffentliche Meinung aus; während die russische, die lettische und die estnische Presse in keinerlei Weise behindert wurde, die Deutschen zu beleidigen und anzuklagen, hatten wir nicht einmal das Recht zu antworten. Wer das nicht an sich selbst erfahren hat, der kann sich nur schwer eine Vorstellung davon machen, wie solche Verhältnisse erbittern mußten. Diese Erbitterung richtete sich unmittelbar gegen die Vertreter der uns feindlichen Idee der Russifizierung, gegen jene Beamten, die in das Land gekommen waren, entweder um schneller Karriere zu machen oder aber um als selbstbewußte Vertreter vermeintlich höherer Ideale und vollkommenerer Formen des Staatsbürgertums die „zurückgebliebene, träge Gesellschaft der Barone, Pastoren und Bürger zu verjüngen“. Ich bitte den russischen Leser, dessen eingedenk zu sein, daß die Deutsch-Balten, welche von jenen Beamten zur Kaiserzeit gebracht werden sollten, im allgemeinen nicht ungebildeter, häufig sogar gebildeter waren, als diese und daß sie in jedem Falle besser als sie die eigenartigen Lebensbedingungen und die Bedürfnisse ihrer Heimat kannten, mit der sie durch weit festere Bande verknüpft waren, als es persönliche Vorurteile und abstrakte Begriffe sind. Der Deutsch-Balte sah als Vertreter der russischen Staatsgewalt und des russischen Volkstums Männer, die ihrer ganzen Wirksamkeit Mißtrauen und Haß gegen die Deutschen zugrunde legten, dazu oft Männer ohne Bildung und Charakter, die ganz bewußt Verwirrung in das Land trugen. Da ist es nicht zu verwundern, daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit Rußland, das früher eine Herzenssache war, jetzt zu einer Sache der Vernunft wurde und nur noch auf dem Bewußtsein der augenfälligen Notwendigkeit und auf jener Loyalität beruhte, über die so sehr gespottet wird.“ „Wer uns verstehen will“ — heißt es in einem andern Kapitel: „der Charakter der Deutschen“ — „muß im Auge behalten, daß neben manchen unliebenswürdigen Eigenschaften der Niederdeutschen sich bei uns auch gute finden, nämlich Wahrheitsliebe, Pflichtgefühl und Treue. Diese Treue oder Loyalität ist sehr wohl vereinbar mit einem fest ausgeprägten Gefühl der eigenen Würde, mit einer kritischen Stellungnahme der Macht gegenüber und hat nichts gemein mit sflavischem Wesen; sie ist unvereinbar mit Verrat. Auf diesen nationalen Charakterzug der Deutschen kann sich auch der russische Zar stets verlassen, mag nun seine Politik in den Ostseeprovinzen gegen seine deutschen Untertanen gerichtet sein oder nicht. Selbstverständlich können aber diejenigen Generationen, welche in der Zeit der ungerechten Unterdrückung aufgewachsen sind, nicht von jenem glühenden Patriotismus befeelt sein, von dem unsere Großväter und Väter durchdrungen sind, welche unter Russen aufgewachsen sind oder aber unter ihnen gelebt haben. Das stark ausgeprägte ererbte Gefühl der Solidarität, das sich bei uns dank einer 150-jährigen gemeinsamen Geschichte ausgebildet hatte, ist unter dem Einfluß einer kurzsichtigen Politik des Mißtrauens und der Verdächtigung stark verflüchtigt, die ihrerorts wieder gerade durch den Mangel an russischem Patriotismus bei den

*) Aus der „Dina-Zeitung“.



Deutsch-Balten motiviert wurde. Ja, man wollte uns eben die Liebe durch Hautschläge ins Gesicht einprägen. So muß es für jeden denkenden Menschen klar sein, daß vom ausschließlich staatlichen Gesichtspunkt aus die Politik der Russifizierung und des Kampfes gegen das deutsche Element in der Grenzmark notwendigerweise gerade zu entgegengesetzten Resultaten führen mußte und geführt hat.“

(Fortsetzung folgt.)



Sehr geehrter Herr Redakteur!

Des ischt aber gar et sche von Ehne, daß Se mi so vor dr ganz Welt blamieret, wie Sia des tau hent. I hau Ehne doch in dr Redaktion gsait, daß i nig z'schreibet hab, wenn's grad nig arg Wichtigs ischt. Aber en arg wichtige Sacha z. B. en Schualtaggabaita soll mir s Maul halta, des hot doch dr Elisabethtaler Korrespondent en dr „Kaukasische Post“ gschrieba. Was hot mir jegert drvon, daß drsell über „eppas“ gschrieba hot und doch nig rauskomma ischt. S' ischt so wahr, daß mei Maul et so leicht a z'haltet ischt, das hot mei Bärbele schau oft gsait, aber jetzert muß i's halta, denn seahnt Se, zwelf Stonda lieg i em Wasser bis zum Nasagipsel und zwelf Stonda eß i und schlaf i. Also vierundzwanzig Stonda muß's gschlossa sei, außer deam Bisle Zeit zum Esfa. I hair schau, was Sia saget: et mit'm Maul, mit dr Feader soll i schaffa. Se hent reacht, Herr Redakteur, aber sehant Se, do ischt wieder mei Schreibkrampf, dear jedes Mol über mi kommt, sobald i eppas schreibba will.

Des ischt aber alles nig. Dr Hauptgrund, worom i nig z'weaga breng, ischt a anderer. Deam hau-n-i Ehne en dr Redaktion gsait. „A Muah brauch i“, hau-n-i Ehne gsait, „a Muah vor dr ganz Welt und vor mei'm Bärbele. Daß i he, longa von mei'm Bärbele ausgschpikt sei, hau-n-i Ehne em graischta Vertraua gsait, weil se mir vom Morga bis zum Obet d' Aura voll brommt. D' Männer tanga alle nig, seit se al- laweil, zwei Duma seie schau zämakomma, und jedes Mol treib mir ausanander, mo denn do a Hoffneng sei, daß au d' Weiber amol dratemme. Jegert welle d' Männer noch en Kulturverei grenda, mo doch ganz gwies nig draus wird, d' Männer solle amol d' Weiberred ansieha und de Weiber d' Hofa gea, no welle si amol seah, ob aus dr Duma und aus'm

Kulturverei nig wird. Seahnt Se, Herr Redakteur, ^{des ischt} hau-n-i Ehne gsait und daß i alle meine Hofa ^{ausgschpikt} hab und ausgschpikt sei. Und hau Se bittet, neamer z' saget, mo i na ganga ben. Bia ischt's aber komma? Mei Vertraua hent Se mißbraucht. Schreibt do eypar en Mirer Zeiteng en sei'm Gschwäg, heißt des Bauderei, i sei am Schwarzja Meer. Kreuz-Bomba- und Granata-Element! Wean goht denn des eppas a, mo i hen! Wenn des jegert mei Bärbele leaja tät. Und i hau doch mei'm Bärbele gsait, daß i en de Kolonia romfahr, um en Kulturverei z'grenda.

Kennet Sia des jegert verantwortvora vor Gott und vor dr Menschheit, was aus deam Zeitengschwäg rauskommt. Moinet Sia, mir goht's besser als mancha Deputierte, dia en de Hofa noch Petersburg sabret und no em Arrejtantantrock romlaufet. Und s' ischt airicht et amol wahr, daß i am schwarzja Meer leab. Bitte, schreibet Se des en Mirer Zeiteng, daß alle Glehrte, Pastora und Lehrer erfahret, daß des a wetterliche Luag sei, wenn se de Zeit sage, s' Schwarz Meer sei schwarz. Wenn i zrud fahr, zaig i mi Mich und alle, dia's seha wellet, en de Adamskleider, denn i hen von deam Bada en deam Meer et schwarz worda, em Gegateil a bisle weißer.

Und wisset Se, Herr Redakteur, s' ischt a wahra Pracht en deam Meer bada! Do lieg i tagsiber dren, wie a Bissel en ara Lach. Was goht mi des a, daß meine liebe Fraind en dr Redaktion vor Sig et wisset, mo na, und vor Durstet fahset verschmachtet. Se solle aber no et neidisch sei und denka, daß i bad und au glei trenka ka. No, des Meerwasser fa mir et trenka, des ischt von deane Hereng, dia dren romschwemmet, wetterlich salzig. No, Herr Redakteur, i bleib mir selber tren und trenk Wei. Zairishta hau-n-i hiesiga Landwei trenka wella, aber dear ischt so unmenschlich sauer, daß mir wenn mir, am Obet a Gläse trenkt, um Mitternacht sich undreha muß, sücht freit'r oim a Loch durch da Maga. D'heilig Leit hent sich drnoch eigrieht, die lasset um Mitternacht da Bittel romschella, daß sich alle rondrehat, dia Wei tronka hent. Bei mein gsonda Schlof ka's aber vorkomma, daß i's et hair und no wär dr Krebschada grauf. Daß Sia's aber glaubet, was i über s'Wasser und über de Wei gsait han, hau-n-i Ehne von jeder Sort a Fäfle voll en d'Redaktion gschickt. Bei mirer graufa Sig kennet Se enamer a Verwendung deiar fenda. Ischt's et zum trenka, no ischt's guat zua dren bada oder Gugomer oder Gurka, wie Sia saget, dren eimacha, denn Sia hent doch, wie Se schreibet, Sauregurkazeit. I han mi aber andersicht eigrieht, i trenk kultivierte Bohrerz, Hummel- oder Maurerwei, wie man'n grad en dr Lawka kriagt. Wisset Se, Herr Redakteur, i mecht Ehne und alle meine durstige Fraind en guata Rot geba. Wenn's Bier en de kalte Bierkeller gega da Durstet nemme wirkt oder a falscha Wirkung zaigt, no ganget Se amol en' n Weiskeller und trenket a paar Gläschla Bohrerz, Hummel- oder Maurerwei, no jebant Se, wenn Se uf dia menschlichere Stroße rauskommet, glei doppelt so viel Männelein und Weibelein, als dort sent, no ischt's viel leabhafter uf dr Stroß und no ischt's au nemme so langweilig, no tanzet sogar d'Häuser an oim rom, und s'Schreibba goht no sicher au besser.

Mr soll Ehne Berichta eischicka. Ja, du lieber Himmel, was soll i dem Ehna schreibba! S' ischt wahr, s' ischt a arg gseznetts, fruachtbars Land, en deam i hen, i hau mi grad

Die Zeitschrift

„PETROLEUM“,

Herausgeber Dr. Paul Schwarz, ist am 1. Juli 1907 in den Besitz des neu gegründeten „Verlag für Fachliteratur, G. m. b. H.“, Berlin W. 15, Uhlandstr. 168, übergegangen. 1—1

Die Kaukasische

Pharmazeutische Handelsgesellschaft

Tiflis, Hauptniederlage Jewangulowskaja Str.

Einzelverkaufsgeschäfte: 1. Am Erivanschen Platz,
2. Michaelstraße.

Zweiggeschäfte in Batu und Batum,

empfiehlt ihr reichhaltiges Lager von hauswirtschaftlichen Artikeln, allen möglichen Apothekerwaren, chemischen Präparaten und Toiletteartikeln. 00—15

Die im Jahre 1871 gegründete

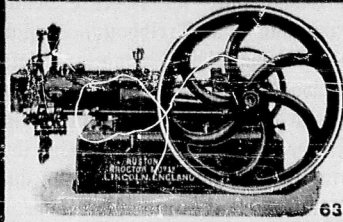
Karl Grözinger'sche

Wagenbauerei & Equipagen-Zubehör-Handlung

liefert: Phaetons, Groß- und Lastwagen, Omnibusse, Zweirad- und Wasserkarren usw., auch Gummireifen, Patentachsen, Wagen- und Möbelfedern, Bandagen, Lackleder, ausländisches und russisches Fabrikat, Sattlerriemen, Beschläge, Wagenlaternen, überhaupt sämtliche einschlägige Bedarfsartikel.

10—9 Eduard Grötzingen, Tiflis, Sandstraße Nr. 60, eig. H.

STUCKEN & K



Baku

Grosses Lager von

Petroleum-Motoren „RUSTON“,
Dampfmaschinen, Dampfkesseln,
Dreschmaschinen, Locomobilen,
Strassen-Locomotiven & Dampfpflügen,
Bewässerungspumpen,
Baumwoll-Reinigungs-Maschinen,
Oel-, Heu- & Baumwollpressen,
Mühlen, Sägemühlen,
Reis-Reinigungs-Maschinen
„ENGELBERG“.

Vertreter für Transkaukasien T. Goldstein, Tiflis,
Elisabethstraße, 1. 52—31

Verkauft

wird eine Wirtschaft in der neuen Kolonie bei Aktafa. Preis 1200 Rubl. Zahlungsfrist bis Ende Oktober. Из. Валькеръ, Екатеринбургъ, Тифлисской губ. 3—3

Crème Metamorphose



Achten Sie auf die Firma

des Provisors

Vor Nachahmungen wird gewarnt.

Gibt nur: von der
Fabrik der Gesellschaft

A. M. Ostroumow, Moskau.

200688

1—1